



Die Goldenen 20er

Warum die ELKB in zehn Jahren größer und präsenter ist

Deutschland geht in Rente – aber nicht in den Ruhe- stand.

Viele Menschen, sehr viele Menschen wollen sich auch nach dem Berufsleben engagieren und weil eine umgebaute ELKB dazu den perfekten Rahmen bietet, wächst sie, wird in der Öffentlichkeit präsenter und damit wieder zur Volkskirche, wenngleich in anderer Form. Zwei weitere Effekte kommen dazu.

Der Segen des Pfarrermangels

In den 20ern gingen pro Jahr 100 bayrische Pfarrerinnen und Pfarrer in Ruhestand und nur 30 rückten nach. Die ELKB verlor innerhalb von 12 Monaten die gesamte Pfarrerschaft eines großen Dekanats. Und das einige Jahre lang. Das führte endlich zum Umdenken und der Pfarrberuf wandelte sich konsequent.

Was war davor?

Ein Beispiel: Für meine halbe Pfarrstelle in einer 3.000-Seelen Gemeinde fand sich kein Nachfolger. Weil die Pfarrerin mit Gemeindehausrenovieren und der Mikrophon-Anlage in der Kirche beschäftigt war, wurde ein Religionspädagoge eingestellt, der die Beerdigungen übernahm. Weil der Pfarrer Baumeister ist, wird ein Nichtpfarrer eingestellt, um Pfarrer zu sein. Unabhängig davon, dass beide ihre Sache ausgezeichnet machten ist diese Konstruktion natürlich Unsinn. Das erkannte die von PuK und Pfarrerleitbild in Wallung geratene

ELKB schnell.

Seitdem gab es Kirchengemeindebeamte.

Diese machten das, was sie an der Beamtenfachhochschule gelernt hatten: Immobilien und Fuhrpark verwalten, Dienstvorgesetzter der Erzieherinnen sein, die Haushaltsbilanz aufstellen und das Siegel führen. Autsch. Das tat einigen pastoralen Gemeindeführern am meisten weh, aber mit der Zeit begriffen auch diese, dass der große Strukturwandel zur großen Entlastung wurde: Die Pfarrerinnen und Pfarrer hatten nun wieder Zeit und Kraft das zu machen, was sie studiert und gelernt hatten: Theologie treiben, Seelsorge leisten und liturgisch handeln. Die Verwaltung wird nicht in die mittlere Ebene geschoben, weil sie vor Ort zum Gemeindeleben gehört. Es wurden nur die ohnehin nicht mehr zu besetzenden Pfarrstellen in Gemeindebeamtenstellen umgewandelt. Nicht zwei oder drei Pfarrer in zwei oder drei Gemeinden, sondern eine Beamtin, ein Pfarrer und ein Jugenddiakon erledigen gemeinsam und auf Augenhöhe die hauptamtlichen Aufgaben in der Gemeinde vor Ort. Wo Jugenddiakone und Religionspädagogen sich ganz der Arbeit an der jungen Gemeinde verschreiben, wächst Unglaubliches. Nachwuchs wird generiert und die Präsenz der Gemeinde im Ort gestärkt. Weniger Pfarrer und mehr Nichtpfarrer arbeiten nun passgenau an den Stellen, für die sie ausgebildet wurden. Das ist effizienter und günstiger als das alte landesherrliche Priestertum der Alleskönner, an

Inhalt

■ Artikel

Dr. Michael Frieß,
Die Goldenen 20er 77

Dr. Klaus Raschok,
In den Raum gestellt (I) 79

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 89

Erich Puchta,
Herakles - Herkules (II) 85

Klaus-Peter Lehmann,
Den Fuckern ein Zaum
ins Maul legen 86

■ Hinweis

Stockmeier/Verein,
Tag für Ruheständler und
Pfarrwitwen 81

Verein,
Neue Schriftleitung 85

■ Bücher

Dr. Johannes Friedrich,
Hager, Freimut 88

Sabine Ost,
Emcke, Gegen den Hass 88

Martin Ost,
H.-G. Koch, Freiheit,
Zukunft, Leben 90

■ Ankündigungen 90

deren Seite Sekretärinnen und Diakone als Hilfspersonal beigeordnet waren.

Die Menschen wollen sich ehrenamtlich engagieren

In dieser klar arbeitsteilig organisierten Kirchengemeinde entstand Raum für eine echte Willkommenskultur für neue Ehrenamtliche. Die Pfarrerin musste nicht mehr zwischen Glockensachverständigem und Beerdigung schnell und innerlich genervt unter Zeitdruck am Telefon die Frage beantworten: Ich würde mich gerne ehrenamtlich engagieren. Wo wäre das in der Kirche möglich? Stattdessen zieht ein klug ausgerichtetes System an Infoabenden, Flyern, Beauftragten, Internetpräsenz und vielem mehr die Relevanzsucher schon weit vor dem Pensionsalter in die Gemeinde. Viele junge Menschen wurden, vom ReliPäd begleitet, zu Teamern, viele ältere Menschen brachten ihre Berufserfahrung und auch ganz anderes in die wachsende Gemeinde vor Ort ein.

Die dritte Säule der Kirche: Diakonie als Gottesdienst

»Bei uns ist Wachstum«, das kann die Diakonie wahrlich aussprechen. Allein die Innere Mission in München verdoppelte die Zahl der Hauptamtlichen in wenigen Jahren auf 2.500. Auch Ehrenamtliche wollen da sein, etwas Relevantes machen. Als ich mich 2015 – zeitgleich zu den Münchner Flüchtlingsmonaten – auf mein Bewerbungsgespräch bei der IM vorbereitete, stieß ich auf der Homepage auf den Ehrenamtsdienstplan: Pro Tag wurden 30 Helfer gesucht, die Kleidung an Geflüchtete ausgeben. Ich hätte 5 Wochen warten müssen, bis ein Platz frei war. Im Jahr 2016 engagierten sich 2.000 (!) Ehrenamtliche allein in der Inneren Mission München: von der Sozialpsychiatrie bis zur Flüchtlingsarbeit, vom Altenpflegzentrum bis zur Kinder- und Jugendhilfe.

Warum machen die das?

Ein Beispiel: Als ehrenamtlicher Malteser leitete ich 2015 zwei Nächte die Flüchtlingsunterkunft in den Messehallen München. Pro Nacht galt es 2.500 Menschen zu versorgen. Ich gehe zum Info-Point, spreche mit den Kollegen. Da kommt ein syrischer Knirps von 8 Jahren, an der Hand sein kleiner Bruder. Was er uns sagt, können wir nicht so genau verstehen, aber das Wort »shoes« ist irgendwie dabei und er zeigt auf die in zerlumpten Socken gewickelten Füße

seines kleinen Bruders. Was in solchen Augenblick in uns Helfern vorgeht, ist pure Relevanz statt Firlefanz. Ist tiefes Gefühl. Und für liberale Theologen wie mich hat genau dieses Gefühl einen Namen: Gott. Ganz johanneisch heißt dieses Gefühl, das Menschen im Guten miteinander verbindet, Liebe. Es sind diese Momente der Liebe, der Caritas, die Gott spürbar aufblitzen lassen. Und nichts anderes fühle ich in einem schönen G1-Gottesdienst. Beim gesungenen Introitus und der Gewissheit, dass keine bunten Tücher und Bleistifte mit Fürbittenzettel auf mich warten. Nun muss ich freilich zugeben, dass nur sehr wenige Menschen Gott in solchen liturgischen Momenten spüren. Für fast die ganze Bevölkerung ist das veraltet, öde, entleert. Es ist eine Sprache Gottes, die sie nicht sprechen, nicht verstehen. Aber Tausende helfen, engagieren sich ehrenamtlich und erleben dort eben dies. Diakonisches Handeln ist auch eine Sprache Gottes, eine die im 21. Jahrhundert von sehr vielen verstanden wird. Der Moment, in dem die Liebe als Erscheinungsform Gottes spürbar ist, ist die Begegnung von Gott und Mensch. Hier sprudeln Sinn und Geschmack fürs Unendliche aus verschütteten Quellen, hier ist Gottesdienst.

Diese einfache Formel verändert das Selbstverständnis der Diakonie vollkommen. Sie ist nicht nachrangiges Werk glaubender Menschen. Nicht outgesourcete Kernkompetenz einer helfenden Kirche.

Die Diakonie ist Gottesdienst und damit die dritte Säule der Kirche: Gemeinde, überparochiale Dienste und das Hilfswerk der ELKB sind gleichwertig Kirche. Somit ist auch der Diakoniepräsident – es sind nun zwei und sie heißen Präsidenten des Hilfswerks der ELKB – Teil des Landeskirchenrates. Das Hilfswerk stellt ein Fünftel der Landessynodalen und die Wahl der Synode findet nicht durch den Kern der Kerngemeinde statt. Die Landessynode ist nicht mehr das Destillat des Destillats sondern volle Breitseite Leben, weil tausende Haupt- und Ehrenamtliche in den vielen Einrichtungen des Hilfswerkes mitwählen. Natürlich findet dieses System seine Grenzen, weil nun wirklich keine katholische Sozialpädagogin eine Kandidatin für ein evangelisches Parlament mitwählen darf. So viel versöhnte Verschiedenheit muss schon bleiben.

Warum wächst die Kirche?

Weil der Pfarrermangel zum effizienten Einsatz von Profis führt und sich das Pfarrereleitbild kräftig konzentriert. Weil sehr viele Menschen, junge wie alte, Relevanz im Leben spüren wollen und sich sehr gerne bei uns engagieren. Weil das diakonische Helfen als Sprache Gottes in der Jetztzeit wiedergehört wird und das zusammenwächst was zusammengehört: Diakonie als Kirche. Deshalb wurden es die Goldenen 20er Jahre der Kirche.

Dr. Michael Frieß, Pfarrer,
Gröbenzell

»Profil und Konzentration« heißt der Prozess, mit dem unsere Kirche diesmal über ihre Zukunft nachdenkt. Naja, es geht nicht nur um Kirche, auch um ihre Botschaft. Die harten Auseinandersetzungen spielen sich freilich seit Jahren in Fragen nach der Gestalt von Kirche ab: Soll sie nur, überwiegend oder gar nicht parochial gestaltet sein? Welche Bedeutung haben Ehrenamtliche und wie können wir die überhaupt noch gewinnen? Ist der Pfarrberuf entscheidend oder sollte in einer Art neuer Reformation alles auf das allgemeine Priestertum abgestellt werden (wenn wir geklärt haben, was damit gemeint sei...)? In einem langen Artikel der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung (FAS) konnte ein Mitglied des bayerischen Gemeindebundes seine Sicht der falschen Kirchensteuerverteilung darlegen, bei der Gemeinden ausgehungert werden. Meines Erachtens nützte der Kirchenredakteur der FAS allerdings die Gelegenheit, sein konservatives Kirchenbild zu festigen, so dass der Gemeindebund für eine Ablehnung der üpD's gescholten wird, die eher von diesem Journalisten kam. Jedenfalls ist der Vortrag aktuell, den Klaus Raschok schon 2016 vor der Konferenz der Dienste und Einrichtungen gehalten hat. Er wurde uns in diesen Tagen zugänglich gemacht und wir drucken ihn – trotz seiner Länge, weil seine kirchentheoretischen Überlegungen in der kommenden Diskussion hilfreicher sein könnten als jener Zeitungsartikel und die immer wieder aufflammenden unsinnigen Alternativen zwischen »ganz so« oder »ganz anders«.

Martin Ost

In den Raum gestellt (I)

Pfarrer_in Sein in Gemeinde und landesweitem Dienst

1. Die klassische Verhältnisbestimmung zwischen parochialem und übergemeindlichem Dienst als konfliktbesetztes Konkurrenzverhältnis¹

Der gemeindegkirchliche Blick auf Funktionspfarrstellen wird seit langem unterschwellig von einer Hermeneutik des Verdächtigen bestimmt. Ich zitiere dazu aus dem Rundschreiben des »Gemeindebund Bayern – Aufbruch Gemeinde« vom 3. Februar 2016 an seine Mitglieder. Dort benennt der Pegnitzer Dekan Dr. Gerhard Schoenauer als eine von drei zentralen Forderungen des Gemeindebundes für die Arbeit des Jahres 2016 die »Einführung einer Amtszeitbefristung von 10 Jahren (8 Jahre mit 2-jähriger Verlängerungsmöglichkeit) auf Funktionsstellen für Pfarrer/innen sowie in der Regel Ausschluss eines direkten Wechsels auf die nächste Funktionsstelle« und begründet die Forderung mit einer Rückbindung an die »Gemeinde«: »Eine 10jährige Befristung für Funktionsstellen halten wir notwendig und sinnvoll. Auf einigen Stellen wird auf einen Wechsel gedrängt, andere bleiben 10, 15 und mehr Jahre durch die gleiche Person besetzt. Dies verhindert notwendige inhaltliche Innovationen. Funktionsstellen sollen der Erfüllung des pfarramtlichen Auftrags dienen. Eine enge Rückbindung an die Gemeinde ist daher unerlässlich. Naturgemäß schwindet dieser Bezug mit den Jahren. Daher soll sich in Zukunft dem Dienst auf einer Funktionsstelle der Dienst in einer Gemeinde anschließen. Karrieren ausschließlich auf Funktionsstellen sollen vermieden werden.«²

Hinter solchen Forderungen artikuliert sich im Grunde der Protest gegen eine organisationale Überfremdung der Kirche. Aber auch der aus der Sicht

des Gemeindepfarramtes beim Blick auf Funktionsstellen mitschwingende »Neidfaktor« ist deutlich zu erkennen. Es gibt, so wird indirekt unterstellt, scheinbare Privilegien für die Inhaber übergemeindlicher Stellen. Und in der Tat können sich umgekehrt auch Inhaber von Funktionspfarrstellen oft nicht mehr vorstellen, auf Gemeindepfarrstellen zu wechseln.

Darin wird ein Dilemma sichtbar, nämlich die Spannung zwischen der erforderlichen Professionalität und Spezialisierung für einen gesamtkirchlichen Dienst und den für das Gemeindepfarramt notwendigen Kompetenzen. Die Professionalität für eine übergemeindliche Pfarrstelle muss über Jahre hinweg erst einmal aufgebaut werden und führt zwangsläufig dazu, dass scheinbar reine gesamtkirchliche Laufbahnen entstehen. Zeitbeschränkungsmodelle wiederum würden damit die Fachlichkeit des gesamtkirchlichen Dienstes erheblich schwächen. Und natürlich gibt es berechtigte Anfragen, die einem »Funktionsstellen-Hopping« – wie ich das nenne – gelten, das nicht mit der Qualifikation der vorherigen Funktionsstelle, sondern mit einer Unlust oder Unfähigkeit zum Dienst in einer normalen Kirchengemeinde verbunden ist, also etwa die Karikatur der »Laufbahn eines Kirchenrates im Landeskirchenamt« mit Stellenwechselgarantie innerhalb des Hauses und der Zusage, bis zur Pensionierung nicht mehr im Gemeindedienst eingesetzt zu werden.

Das Gegenbild dazu bot in den 1970er Jahren Oberkirchenrat Hugo Maser als Personalreferent der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Dieser hatte bei Funktionspfarrstellen einen strikten und quasi »blinden« Wechsel nach 10 Jahren in die Kirchengemeinde ohne Rücksicht auf die erworbene Qualifikation und ihre gesamtkirchliche Bedeutung gefordert. Ich habe dies bei einem der Schulreferenten der Diakonie Neuendettelsau erlebt, der damals der ideale Mann für den Aufbau der evangelischen Schulstiftung in Bayern gewesen wäre, da er über eine hohe fachliche Qualifikation wie über Erfahrung im kirchlichen Schulwesen im gesamten EKD-Bereich verfügte. Aber das hat

Hugo Maser damals nicht interessiert, sondern für ihn als Personalreferent war jetzt einfach Schluss mit der Funktionstätigkeit, und es hatte wieder zurück in die Gemeinde zu gehen, wo Pfarrer eigentlich hingehörten. Durch eine solche harte Haltung in der Personalpolitik ist unserer Kirche und ihrem evangelischen Schulwesen damals unglaublich viel an Fachwissen, Kompetenz und Fähigkeiten verloren gegangen, auch an vielen anderen Stellen.

In der Fachliteratur findet sich häufig eine typische, aber nicht unproblematische, weil die Parochie abwertende Näherbestimmung der funktionalen Dienste, wie sie etwa Michael Klessmann 2013 in seiner Monografie »Das Pfarramt vornimmt: «Die ständig weitergehende Ausdifferenzierung der Gesellschaft erfordert eine dieser Entwicklung angemessene Differenzierung und Spezifizierung der kirchlichen Angebote und Berufe. Die klassische Parochie kann in der Gegenwart nicht mehr das vorrangige Strukturprinzip der Kirche sein, weil viele Menschen durch das traditionelle Territorialprinzip vor allem in städtischen Bereichen nicht mehr erreicht und angesprochen werden.« Klessmann sagt deshalb: Funktionspfarrämter sind diejenigen Pfarrämter, »deren Funktionen oder Aufgaben sich vom Gemeindepfarramt gelöst haben, weil sie dort gar nicht mehr oder nicht mehr oder nicht mehr intensiv oder kompetent genug wahrgenommen werden können.«³

Uta Pohl-Patalong spricht in ihrer Studie »Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt« von 2003 davon, dass es einen latenten Konflikt zwischen parochialen und nicht parochialen Strukturen gibt, der sich durch die Kirchengeschichte hindurchzieht und gegenwärtig in aktueller Form eine besondere Konstellation dadurch erreicht, dass sich das sog. Parochialprinzip zur dominanten kirchenorganisatorischen Struktur erhebt: »Der Charakter der heutigen Ortsgemeinde versteht sich jedoch nicht nur von dem Prinzip der Territorialität her, sondern auch von ihrem Anspruch, möglichst viele der ihr zugehörigen Mitglieder in ihr »Gemeindeleben« zu integrieren und ihre Teilnahme sowohl am gemeindlichen Gottesdienst als auch an den verschiedenen Gruppen und Kreisen zu erreichen. Hier

³ Michael Klessmann, Das Pfarramt. Einführung in Grundfragen der Pastoraltheologie, Neukirchen-Vluyn 2013, S. 286f.

¹ Vortrag am 26.02.2016 bei der Frühjahrstagung der Konferenz Dienste und Einrichtungen der ELKB in der Evangelischen Akademie Tutzing. Originaltitel: Pfarrer und Pfarrerin sein in verschiedenen Kontexten – Kirchentheoretische Überlegungen zum Verhältnis von parochialem und übergemeindlichem Dienst
² Gemeindebund Bayern, Mitglieder-Rundbrief vom 3.2.2016, o.S.

wirkt sich das Konzept der Gemeindebewegung bzw. Gemeindepflege aus, mit dem vor ca. einem Jahrhundert die Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaft und die beginnende Industrialisierung bearbeitet wurde [...]. Mit dieser wurde der örtliche Bezug zu schwach, um automatisch eine kirchliche Bindung zu garantieren, so dass die besondere Sozialform der Kirchlichkeit die Aufgabe übernehmen muss, »Träger eines stetigen Verhältnisses zur Kirche zu sein«. Die Parochien haben damit eine doppelte Funktion inne, die nicht selten zu Spannungen und Reibungsverlusten führt: Einerseits bieten sie die religiöse Versorgung für alle in ihrem Bezirk lebenden Kirchenmitglieder, andererseits sind sie Gemeinden von Menschen, die aktiv am Leben der christlichen Gemeinschaft teilnehmen. Sowohl dem territorialen Prinzip wie auch dem Anspruch auf Integration der dort lebenden Kirchenmitglieder entspricht das faktische Teilnahmeverhalten eines großen Teils der Bevölkerung kaum.« Und: »Der Anspruch auf die aktive Teilnahme am gemeindlichen Leben wird konterkariert durch das volksskirchliche Teilnahmeverhalten. Für eine überwiegende Mehrheit der Kirchenmitglieder ist die Möglichkeit von Gemeinschaft in der Kirchengemeinde und die Mitarbeit im Rahmen des Gemeindelebens gerade keine Motivation für die Mitgliedschaft in der Kirche.«⁴

Der latente Konflikt zwischen Parochialität und Nichtparochialität tendiert dazu, die Parochie als die eigentliche kirchliche Organisationsform zu favorisieren und nichtparochiale Formen lediglich als zusätzliches Angebot zu verstehen, das zur Not auch wieder abgebaut werden kann.

Die Ortsgemeinde dagegen wird als die eigentliche Organisationsform von Kirche gesehen. Damit einher geht die hoch problematische Nachordnung der nichtparochialen Formen gegenüber den parochialen.

⁴ Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, S. 23f.

2. Verankerung der Fragestellung in der Kirchentheorie als Konsequenz des ELKB-Berufsbildprozesses »Pfarrer und Pfarrerin sein in verschiedenen Kontexten«

Zur Fragestellung nach dem Verhältnis von parochialem und übergemeindlichem Dienst findet sich im Abschlussbericht des Berufsbildprozesses »PfarrerIn und Pfarrerin sein in verschiedenen Kontexten« der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern eine wichtige Bemerkung. Stefan Ark Nitsche schreibt dort als Projektleiter:

»Die Rede von »Generalist/innen« und »Spezialist/innen«, häufig dann auch noch mit der Opposition »Parochial-pfarrerinnen und -pfarrer« und »funktionale« Pfarrstellen verbunden, ist eine Sackgasse und hat auch wenig zu tun mit notwendigen Gewichtungen in Fort- und Weiterbildungen, um den Herausforderungen eines konkreten Arbeitsfeldes gerecht werden zu können. Der Pfarrdienst geschieht immer in konkreten, zum Teil sehr unterschiedlichen Kontexten. Auch die parochialen Welten unterscheiden sich nicht selten sehr deutlich. Das Wesen des Pfarrberufs aber, das allen gemeinsame Profil liegt in der theologischen und spirituellen Kompetenz, der theologisch/spirituellen Existenz sowie den Grundaufgaben und wurzelt in dem einen Auftrag der Kirche, das Evangelium zu bezeugen und Gemeinde als geistliche Heimat zu bauen.«⁵

Ein erster wichtiger Schritt für unsere Fragestellung besteht in dieser grundlegenden Einsicht, dass die Gegenüberstellung von parochial und überparochial im Sinne von generalistischer und spezialisierter Tätigkeit im Grunde ein problematischer Weg ist. Stattdessen geht es um die grundlegende Einsicht, dass Pfarrerinnen und Pfarrer in verschiedenen und damit gleichberechtigten Kontexten tätig sein können. Deshalb will ich mit meinen Überlegungen zum Verhältnis von parochialem und übergemeindlichem Dienst im Pfarrberuf die kirchentheoretische Perspektive stärken. Ich bevorzuge den Begriff der

⁵ Berufsbild: PfarrerIn, Pfarrer. Pfarrerin und Pfarrerin sein in verschiedenen Kontexten. Die Erträge des Prozesses. Abschlussbericht des Projektleiters OKR Dr. Stefan Ark Nitsche, vorgelegt auf der Landessynode in Schweinfurt im November 2015, S. 4.

Kirchentheorie, weil er anders als die Begriffe »Gemeindeftheorie«, »Gemeindeaufbau« oder »Gemeindegewachstum« nicht unmittelbar durch ein gemeindegkirchliches Verständnis determiniert ist. Es geht stattdessen erst einmal um die Einzeichnung des Pfarrberufs in die Gestalt und die Funktionen der gegenwärtigen Volkskirche und nicht um ein bestimmtes präferiertes Gemeindebild. Dennoch gehe ich bei meiner kirchentheoretischen Verhältnisbestimmung von parochialem und übergemeindlichem Dienst bewusst von der Ortskirchengemeinde aus, bestimme diese jedoch volksskirchentheoretisch und beziehe schließlich darauf die übergemeindlichen Dienste und Einrichtungen im Sinne einer bewussten Zuordnung zum Verantwortungsbereich der Ortskirchengemeinde. Damit zielen die übergemeindlichen Dienste auf die Ortskirchengemeinde und ergänzen diese, damit sie in Vollform Kirche wird. Ich nehme damit eine Zusammenschau von Pfarrberufstheorie und Kirchentheorie vor.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist die kirchentheoretische Vision einer modernen Volkskirche, deren Nukleus die Ortskirchengemeinde bildet. Ich versuche mit meiner Modellvorstellung ein Miteinander von gemeinschafts- und kirchenbezogener Arbeit zu entwerfen, welches wie ein »Zweitaktmotor« die Ortskirchengemeinde lebendig und offen hält. Auf diese Weise wird meine Modellvorstellung über die den praktisch-theologischen Diskurs prägenden, von der Ökonomisierung aller Lebensbereiche geprägten Theoriebildungen hinaus anschlussfähig für ein dezidiert theologisches Verständnis von Kirche, indem Kirchlichkeit weder auf Aspekte von Gemeinde und Gemeinschaftlichkeit festgeschrieben, noch in den verschiedenen, mitunter unvereinbaren Organisationslogiken aufgehen gesehen, sondern im intermediären Raum zwischen Gemeinde, Institution und Organisation verortet wird.

3. Zum Erfordernis einer modernen Volkskirchentheorie,

...welche die Ortskirchengemeinde als konstitutives Element im Sinne eines Ermöglichungs- und nicht Dauerraumes des christlichen Glaubens ernst nimmt

Eine solche moderne Volkskirchenthe-

orie nimmt die Ortskirchengemeinde als konstitutives Element im Sinne des Ermöglichungsraumes des Glaubens ernst, versteht sie als »Drehscheibe« der Volkskirche und den Pfarrberuf als Schlüsselberuf der Volkskirche, geht von einem »Netzwerk Kirchengemeinde« über das kirchengemeindliche Leben im engeren Sinne hinaus aus und nimmt damit eine Zuordnung von Kirchengemeinde und funktionalen Diensten nicht als Konkurrenzverhältnis, sondern als wechselseitig-konstitutives vor.

Während Friedrich Schleiermacher über den Begriff der Volkskirche eine Abgrenzung von der die Zugehörigkeit verordnenden Staatskirche und von einer auf subjektiver Entscheidung basierenden Freiwilligkeitskirche vornahm, kennzeichnet der Begriff heute die Sozialgestalt evangelischen Christentums, wie es sich vornehmlich in Deutschland entwickelt hat und von der Praxis der Kindertaufe als überwiegender Zugangsvoraussetzung, einem flächendeckenden Parochialsystem, der staatlichen Anerkennung als Körperschaft des öffentlichen Rechts, dem Anspruch auf Öffentlichkeitsrelevanz und Beteiligung am gesellschaftlichen Diskurs und der Tolerierung und Ermöglichung innerkirchlicher Pluralität geprägt wird. Volkskirche bezeichnet die sichtbare Sozialgestalt der Kirche und leibhaftige Außenseite ihres inneren Lebensprinzips als der Kirche des dritten Glaubensartikels, die nicht losgelöst von äußeren Strukturen, sondern nur in ihnen existiert. Volkskirche heißt daher nach Reiner Preul nicht, dass alle Angehörigen des Volkes oder wenigstens deren Mehrzahl auch Mitglieder der Kirche sein müssten, »sondern daß Kirche so gestaltet wird, daß alle, sofern sie nur ein positives Verhältnis zur Verkündigung der Kirche haben, Mitglieder sein und sich in der Kirche heimisch fühlen können – unbeschadet aller sozialen, bildungsmäßigen, kulturellen und natürlichen Unterschiede.«⁶

Für die in Bezug auf die deutschen evangelischen Landeskirchen entwi-

6 Vgl. Reiner Preul, Art. Volkskirche IV. Praktisch-theologisch, in: RGG⁹ Bd. 8 (2005), Sp. 1186f., Sp. 1186, der die Volkskirche als kybernetisches Konzept versteht, das sich durch einen sensiblen Umgang mit Differenzen auszeichnet, sowie jüngst David Plüss/Matthias D. Wüthrich/Matthias Zeindler (Hg.), *Ekklesiologie der Volkskirche. Theologische Zugänge in reformierter Perspektive* (Praktische Theologie im reformierten Kontext 14), Zürich 2016.

ckelte Theorieannahme einer modernen Volkskirche beruht die vollwertige Kirchenmitgliedschaft auf der Taufe und der nicht durch Austritt unterbrochenen Kirchenmitgliedschaft. Maßstab einer vollwertigen Kirchenmitgliedschaft ist damit nicht die Beteiligung am sogenannten kirchengemeindlichen Leben, welche sich vorwiegend durch den Kommunikationsmodus der sozialen Nähe auszeichnet und lediglich als eine Möglichkeit der Wahrnehmung von Kirchenmitgliedschaft verstanden wird. Stattdessen sind vielmehr zwei gleichwertige Verbundenheits-Modi der Mitglieder zu ihrer Kirche zu unterscheiden: Die Verbundenheit durch soziale Nähe und die Verbundenheit durch soziale Distanz.⁷ Dabei begegnen wir einem typischen Phänomen von Großgesellschaften, in denen der Einzelne nur bedingt und nicht auf Dauer umfassend in der Lage ist, durch soziale Nähe zu partizipieren und diese Verbundenheitsform begrenzt einsetzen muss. Soziale Distanz, d.h. Nicht-Teilnahme am kirchengemeindlichen Leben, bedeutet damit nicht Distanz zu den Inhalten und Zielen der Kirche. Vielmehr verfügen die Menschen in Großgesellschaften über die Fähigkeit der sogenannten mediatisierten Kommunikation⁸ und damit des »Umschaltens« zwischen den beiden Verbundenheitsmodi. Damit verstehen sie die Kirchengemeinde als einen Ermöglichungsraum ihres christlichen Glaubens und nicht als Dauerraum der Glaubenspraxis aller Kirchenmitglieder.

Das hier beschriebene Teilnahmeverhalten verfügt über zwei entscheidende Schnittstellen: Die Kasualien (einschließlich der als »Kasualien« wahrgenommenen Gottesdienste an kirchlichen, öffentlichen wie persönlichen Festen und Feiern) und den evangelischen Pfarrberuf. Das »Umschalten«

7 Die folgenden Ausführungen nehmen die Überlegungen zum volksskirchlichen Mitgliedschaftsverhalten von Gerald Kretzschmar auf und führen diese modifiziert fort, vgl. grundlegend Gerald Kretzschmar, *Kirchenbindung. Praktische Theologie der mediatisierten Kommunikation*, Göttingen 2007. – Hilfreich zum Verständnis auch: Rainer Höfelschweiger, Mitglied, wer bist Du? Eine kirchentheoretische Studie zur differenzsensiblen Inklusion der religionssoziologisch pluralen Mitglieder evangelischer Kirchen, Leipzig 2011.

8 Gerald Kretzschmar übernimmt diesen Begriff von Uwe Sander, *Die Bindung der Unverbindlichkeit. Mediatisierte Kommunikation in der modernen Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1998.

Tag für Ruheständler und Pfarrwitwen

**am Donnerstag 22. Juni,
ab 10.00 Uhr**

im CARITAS-PIRCKHEIMER-HAUS
in 90402 Nürnberg, Königstr. 64

**Bitte melden Sie sich
bis spätestens 1. Juni 2017 an:**

Geschäftsstelle des Pfarrer-
und Pfarrerrinnenvereins,
Friedrich-List-Straße 5,
86153 Augsburg.

Per Mail: info@pfarrerverein.de

Telefon: 0821 – 56 97 48 –10

Fax 0821 – 56 97 48 –11

Lieber Schwestern und Brüder,
zum 12. Mal lädt Sie Ihr Pfarrer- und Pfarrerrinnenverein zu einem Tag für Ruheständler und Pfarrwitwen nach Nürnberg ein. Unser Gesprächspartner und Referent wird OKR Helmut Völkel sein.

Wir erinnern uns sicher alle an frühere »Pfarrerberge«, »Wanderdünen« und augenblickliche Vakanzquoten. Kommen jetzt »tiefe Täler«? Was wird der Zukunftsprozess »Profil und Konzentration« (PuK) für Gemeinde und Pfarrerschaft bringen?

Die Andacht zu Beginn wird unser neuer 2. Vorsitzender halten. Ein Grusswort zum Thema wird traditionsgemäß unsere 1. Vorsitzende sprechen.

Ab 9.30 Uhr stehen im Caritas-Pirckheimer-Haus ein kleiner Imbiss mit Getränken bereit. Desgleichen auch in der Pause nach dem Referat. Gegen 13.00 Uhr beschliessen wir unsere Begegnung mit einem gemeinsamen Mittagessen im Mautkeller zu dem Sie Ihr Verein gerne einlädt.

Die Fahrtkosten werden für Mitglieder und für Witwen verstorbener Mitglieder nach reisekostenrechtlichen Bestimmungen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern erstattet.

Ich freue mich auf Sie und Ihre(n) Ehepartner(in) und grüße Sie sehr herzlich,

Ihr
Walter Stockmeier

aus dem Verbundenheitsmodus der sozialen Distanz in den der sozialen Nähe vollzieht sich für die Mehrzahl der Kirchenmitglieder im Kontext der Kasualien Taufe, Trauung und Bestattung⁹, aber auch der diesen verwandten Phänomenen wie Einschulungsgottesdienst, Gottesdienst am Heiligen Abend, Osternacht, Konfirmation und anderen biografisch oder öffentlich veranlassten Gottesdienstformen. Ein dabei wesentlicher Faktor ist die Person des Pfarrers oder der Pfarrerin als Schlüsselberuf der Volkskirche.¹⁰ Der evangelische Pfarrberuf agiert auf der Schnittfläche zwischen persönlichem, öffentlichem und kirchlichem Christentum und ist in der Lage, diese drei Ebenen zu integrieren und zueinander in seiner Person in Beziehung zu setzen.¹¹ Die Beziehung zum Pfarrer oder zur Pfarrerin ist damit ein entscheidender Ort der kirchlichen Partizipation durch soziale Nähe, die bei der Mehrzahl der Kirchenmitglieder sich auf einen begrenzten Zeitraum beschränkt, selbst aus der Ferne der aufmerksam-wahrnehmenden Beobachtung dieses Berufes möglich ist, aber dennoch sehr intensiv und für die Kirchenbeziehung nachhaltig ausfallen kann.¹²

9 Vgl. dazu Klaus Raschzok, Taufe, Trauung und Bestattung. Kasualien als Wahrnehmungsräume für die Gottesbegegnung, in: Stefan Gehrig/Stefan Seiler (Hg.), Gottes Wahrnehmungen. FS Helmut Utzschneider zum 60. Geburtstag, Stuttgart 2009, 316–349.

10 Sämtliche bisher im Zehnjahresabstand durchgeführten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen der EKD weisen auf die ungebrochene Schlüsselstellung des evangelischen Pfarrberufs für die moderne Volkskirche hin, vgl. z.B. Wolfgang Huber u.a. (Hg.), Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Göttingen 2006 mit bibliografischen Angaben zu den vorangegangenen EKD-Erhebungen und zur Literatur, die diese Erhebungen rezipiert und interpretiert. Auch die aktuelle EKD-Kirchenmitgliedschaftsstudie bestätigt diese Schlüsselstellung des evangelischen Pfarrberufs, vgl. Jan Hermelink/Anne Elise Liskowsky/Franz Grubauer, Kirchliches Personal. Wie prägen Hauptamtliche das individuelle Verhältnis zur Kirche?, in: Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. V. EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Hannover 2014, 96–105.

11 Vgl. Wolfgang Steck, Praktische Theologie, Bd. I, a. a. O., 554ff. zum Pfarrberuf als Idealgestalt integraler religiöser Lebenspraxis.

12 Vgl. Gerald Kretzschmar, Mitgliederorientierung und Kirchenreform. Die Empirie der Kirchenbindung als Orientierungsgröße für kirchliche Strukturreform, in: Pastoraltheologie 101, 2012, 152–168: »Der Mediatisierung der Kommunikation entsprechend ist die

Berufspraxis von Pfarrerinnen und Pfarrern geprägt durch einen fortwährenden zeitlich befristeten Wechsel von Distanz auf Nähe zu bestimmten Personen oder Personengruppen. Der Modus, aus dem heraus auf Nähe umgeschaltet wird, ist die soziale Distanz. Sie ermöglicht es, punktuell und zeitlich befristet auf Nähe umzuschalten. Was sich aus der Sicht von Gemeindegliedern für die Dauer einer bestimmten Zeitspanne und zu einer bestimmten Gelegenheit als Zuwendung, Interesse und Nähe darstellt, ist für Pfarrerinnen und Pfarrer ein professionsspezifischer Kontakt zu den Menschen. Er kann als eine Übergangssituation verstanden werden, die schließlich wieder in Distanznahme mündet. Nur so können Pfarrerinnen und Pfarrer für die Vielfalt der ihnen anvertrauten und in milieuspezifischer Hinsicht ganz unterschiedlichen Menschen da sein. Das kontinuierliche Wechselspiel von Nähe und Distanz ist die Voraussetzung dafür, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ihren Beruf überhaupt ausüben können. Aus der Sicht der Interaktionspartner von Pfarrerinnen und Pfarrern liegen die Dinge nicht anders. Da die Begegnungen mit der Pfarrerin oder dem Pfarrer im Modus mediatisierter Kommunikation erfolgen, erfahren die Interaktionspartner von Pfarrerinnen und Pfarrern die Nähe zu diesen als punktuellen Kontakt, die wieder in beiderseitige Distanznahme mündet. Die Interaktionspartner müssen nicht befürchten, unangemessen vereinnahmt zu werden. Das ist unter anderem deshalb der Fall, weil, wieder den Mustern mediatisierter Kommunikation folgend, jede Begegnung für beide Seiten der Erfüllung eines ganz bestimmten Zwecks dient und in der Regel keine oder nur eine geringe wechselseitige Rückkopplungserwartung besteht.« (159f.) »Der Aufbau von Nähe ist zunächst nicht gleichbedeutend mit Partizipation in Form persönlicher Präsenz bei kirchlichen Veranstaltungen oder aktiver ehrenamtlicher Mitarbeit. Nähe, oder soziologisch gesprochen Inklusion, wird aufgebaut über Themen. [...] Auf der Ebene von Themen existieren im Fall subjektiv empfundener Verbundenheit Schnittmengen zwischen Themen, die den Menschen auf Grund biografischer Hintergründe und je aktueller Lebenssituationen wichtig sind, und dem Themenspektrum, für das das weite Netz kirchlicher Kommunikation steht. Je nach individueller Themenpräferenz werden aus dem kirchlichen Themenspektrum ein Thema oder mehrere Themen aufgegriffen (inkludiert), anderen dagegen bleiben unberücksichtigt, sie bleiben unbeachtet (exkludiert). [...] Für das Verständnis von mediatisierter Kirchenbindung ist es schließlich kennzeichnend, dass der Aufbau von Nähe und Distanz ein dynamisches Phänomen ist. Je nach Lebensphase und aktueller Lebenssituation variieren die Themen, an denen die Menschen anknüpfen. Kirchenbindung unterscheidet sich nicht nur auf der interpersonalen Ebene, also von Mensch zu Mensch. Auch bezogen auf einen einzelnen Menschen ist sie ein dynamisches und variables Phänomen. Im Laufe eines Lebens ändert sich ihre Kontur immer wieder.« (S. 162f.) Den im Gemeindedienst tätigen Pfarrerinnen und Pfarrern mit hoher Bindungsrelevanz beim

Die Aufgabe der klassischen Kirchengemeinden in der so beschriebenen modernen Volkskirche besteht darin, Ermöglichungsräume für dieses für die Mehrzahl der Kirchenmitglieder punktuelle Teilnahmeverhalten durch soziale Nähe zu schaffen bzw. bereitzustellen. Dies schließt nicht aus, sondern setzt geradezu voraus, dass ein bestimmter, aber von seinem Umfang her begrenzter Teil der Kirchenmitglieder die Form der Kirchenbindung durch soziale Nähe im sogenannten kirchengemeindlichen Leben wählt und sich im Raum der Kirchengemeinde auch bewusst ehrenamtlich engagiert. Zugleich aber geht es um das im binnengemeindlichen Raum nicht immer leicht mögliche Akzeptieren dieses spezifisch volksskirchlichen Teilnahmeverhaltens, das im Grunde nichts anderes als eine Konsequenz der reformatorischen Auffassung von der Souveränität der Gottesbeziehung des einzelnen Getauften darstellt.

Die Grenze wird dann erreicht, wenn der Schlüsselberuf der Volkskirche, die Pfarrerinnen und Pfarrer, so stark binnenkirchengemeindlich in ihrer Berufspraxis verhaftet sind, dass sie ein volksskirchliches Teilnahmeverhalten – oft unbewusst – einschränken oder als im Grunde defizitär einstufen, und daraufhin in den volksskirchlich partizipierenden Kirchenmitgliedern Objekte eines sogenannten »Gemeindelebens« zu sehen beginnen, für das sie permanent werben müssten.

Daher ist von der im Grunde paradoxen Gefahr zu sprechen, dass Gemeindeverantwortliche durch ihre Fixierung auf binnenkirchengemeindliche Strukturen im Grunde die volksskirchliche Partizipation an der Kirche behindern, anstelle für diese offene Ermöglichungsräume aufrechtzuerhalten. Deutlich wird dies zum Beispiel an der Arbeitskraftverteilung im Pfarrberuf. Bei einer zu starken Betonung des binnenkirchengemeindlichen Arbeitsfeldes gerät die diesen Schlüsselberuf der Volkskirche auszeichnende Balance und Vermittlungsleistung zwischen privatem, öffentlichem und kirchlichem Christentum in ein Ungleichgewicht und verschließt damit einem erheblichen Anteil der Kirchenmitglieder den Zugang zu ihrer Kirche.¹³ Die Gruppe der Hoch-Religiö-

Aufbau von Kirchenbindung kommt daher eine Schlüsselrolle zu. (S. 167)

13 Vgl. Klaus Raschzok, Gefragt, nötig, präsent. Zur Diskussion um den Pfarrberuf, in: KORRESPONDENZBLATT [Hg. vom Pfarrer- und

sen, die zunehmend in den Kirchenvorständen Verantwortung übernehmen, wird dagegen häufig von einer tiefen Frustration gegenüber den Rahmenbedingungen der Volkskirche geprägt und agiert im Grunde oft gegen deren Teilnahme- und Verhaltensmuster.

Die hier skizzieren Wandlungsprozesse verdeutlichen die Notwendigkeit der kontinuierlichen innerkirchlichen Auseinandersetzung mit dem Pfarrberuf. Hier prägen immer noch die historisch gewachsenen Diskurse unterschwellig die Wahrnehmung und verstellen den Blick, vor allem auch deshalb, weil nicht präzise unterschieden wird: Dem im 19. Jahrhundert einsetzenden Rückzug des ursprünglich »öffentlichen« Berufes des evangelischen Pfarrers in die klerikal-kirchengemeindlich geprägte Welt und der daraus resultierenden Pflege eines bildungsbürgerlichen Habitus steht heute der Rückzug in den Bereich der kirchengemeindlichen Frömmigkeitspraxis gegenüber, die häufig im Bereich der Freizeitwelt angesiedelt ist.

Die berufliche Tätigkeit wie Wahrnehmungsfähigkeit im evangelischen Pfarrberuf darf sich daher nicht ausschließlich auf eine Pflege des sogenannten kirchengemeindlichen Lebens beschränken, sondern hat der gesamten Volkskirche zu gelten. Zukünftig ist daher stärker auf die Gewährung der erforderlichen Rahmenbedingungen für eine angemessene Ausübung des evangelischen Pfarrberufs als Schlüsselberuf der Volkskirche zu achten. Kasualien stellen dabei ein ernst zu nehmendes und sorgfältig zu pflegendes Erfahrungsfeld für die Kirchenmitglieder dar. Hinzu tritt der Religions- und Konfirmandenunterricht als bedeutender Faktor für den Aufbau einer Kirchenbindung. Gerald Kretzschmar diagnostiziert dazu 2015 eine »tiefverwurzelte Unfähigkeit des volkskirchlichen Systems zu seiner Selbstwahrnehmung«. Die »Vielfalt an Realisierungsformen des Christlichen in den mannigfaltigen Lebenswelten, die innerhalb des volkskirchlichen Systems anzutreffen sind, ist in der inneren Optik des volkskirchlichen Systems unbestimmbar.« Das »volkskirchliche Leben in der Bundesrepublik Deutschland« beruht »auf distanten Kirchenbindungsformen [...], die mehrheitlich stabil und positiv auf die Kirche bezogen

sind.«¹⁴ Kretzschmar definiert distanzierte Kirchlichkeit als ein »Bündel von Einstellungen und Verhaltensweisen, die durch die Existenz kirchlicher Institutionen in der Gesellschaft bedingt sind, sich aber nicht primär in gottesdienstlichen oder gemeinschaftlichen Veranstaltungsangeboten der Kirche realisieren.« Bei distanten Kirchenbindungsformen handelt es sich »keineswegs um Entkirchlichungsphänomene«, sondern um »Formen der Kirchenbindung, die es der Mehrheit der Kirchenmitglieder erlauben, unter den Bedingungen einer modernen Gesellschaft ein stabiles und den eigenen Lebensumständen entsprechendes individuelles Verhältnis zur Kirche zu pflegen.«¹⁵ Wir begegnen daher hier dem Normaltypus protestantischer Frömmigkeit. Die Bedeutung der Ortskirchengemeinde reicht jedoch weit über die Kirchengemeindlichkeit hinaus. Sie kann neueren empirischen Einsichten zu Folge als »Nukleus« der gesamten modernen Volkskirche verstanden werden, da sich in ihr die Vermittlung zwischen dem gemeindegemeindlich engagierten und dem kirchendistanten volkskirchlichen Christentum vollzieht. Sie übernimmt die Funktion einer »Drehscheibe« zwischen den beiden Modi der Kirchenmitgliedschaft. Der evangelische Pfarrberuf wiederum ist in beiden Formen volkskirchlichen Christentums sowie auch im öffentlichen Christentum eingebunden und darf sich nicht auf eine der beiden Optionen einseitig festlegen oder festlegen lassen. Daher wird der Pfarrberuf zu Recht als Schlüsselberuf der Volkskirche bezeichnet. Diese Funktion darf jedoch nicht mit Hierarchisierung oder Klerikalisierung verwechselt bzw. gleichgesetzt werden.

4. Praktisch-theologische Modelle einer wechselseitig konstitutiven Verhältnisbestimmung von parochialem und übergemeindlichem Dienst

a) Das Modell der kirchlichen Orte (Uta Pohl-Patalong)

Uta Pohl-Patalong entfaltet 2003 in ihrer Studie »Ortsgemeinde und über-

¹⁴ Gerald Kretzschmar, Im Schatten des Indifferenztheorems. Die Wahrnehmung distanzierter Kirchlichkeit durch die fünfte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, in: Evangelische Theologie 75. 2015, H. 3, S. 179-194, S. 193.

¹⁵ A. a. O., S. 179f.

gemeindliche Arbeit im Konflikt« unter dem Stichwort »Kirchliche Orte« ein alternatives Modell kirchlicher Strukturen. Sie beschreibt dazu einen dritten Weg zwischen Parochialität und Nicht-Parochialität, da ihr das binäre Strukturmodell nicht weiterführend erscheint. Bei ihrer Suche nach alternativen Strukturprinzipien orientiert sie sich an den kirchlichen Orten und verzichtet dabei bewusst auf die Rede von »Gemeinden« und »Diensten«. Sie geht von einem vereinsähnlichen kirchlichen Leben an allen Orten aus, das mit jeweils differenzierten Arbeitsbereichen verbunden ist, favorisiert dazu den Grundgedanken der Regionalisierung der spezialisierten Dienste und Angebote und will dabei zugleich das gottesdienstliche Leben an allen Orten sicherstellen.¹⁶

b) Das Modell der Kirche als hybride Organisation (Eberhard Hauschildt)

Eberhard Hauschildt versteht Kirche als hybride Organisation. Hybrid meint ein gemischtes, von zweierlei Herkunft bestimmtes, aus Verschiedenem zusammengesetztes Gebilde.

Parochie stellt ein solches Mischgebilde aus zwei unterschiedlichen Logiken dar: der territorialen Logik als Zuständigkeit für die religiöse Versorgung aller im Bezirk lebender Kirchenmitglieder und der gemeinschaftlichen Logik. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts (Gemeindebewegung: Emil Sulze) mischt sich der Charakter der Ortsgemeinde als für die religiöse Versorgung seiner Mitglieder zuständigen Institution mit einer zweiten Aufgabe: Die Ortsgemeinde bildet eine Gemeinschaft von Menschen, die ihr Christsein aktiv leben. Aktive Beteiligung dient dabei als Maßstab für wahre kirchliche Mitgliedschaft. Kirchliches Fehlverhalten besteht umgekehrt darin, sich nicht aktiv am geselligen Gemeindeleben zu beteiligen.

Hauschildt konstatiert ein daraus resultierendes Defizit der theologischen Bedeutung der nichtparochialen Arbeitsformen. Keines der beiden Strukturprinzipien kann absolute Geltung beanspruchen – auch nicht die einer lediglich weitgehenden Dominanz als Organisationsprinzip der Zukunft. Kirche braucht sowohl die Stärken der Parochie als auch die Stärken der nichtparochialen Arbeitsformen. »Gemeinde« stellt einen theologisch aufgeladenen Begriff dar. Die Hochschätzung der »Gemeinde

¹⁶ Vgl. Uta Pohl-Patalong, Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt, S. 212.

Pfarrerinnenverein in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern] 123, 2008, 81-91.

darf jedoch nicht mit einer theologischen Präferenz für die Parochie verwechselt werden. Er fordert daher eine Lösung des Gemeindebegriffs von der Fixierung auf die parochiale Form. Eine Gemeinde ist für ihn a) ein geistliches Geschehen, b) eine Institution und c) eine Organisation. »Gemeinde« kann auf unterschiedlichen Wegen zustande kommen – aber nicht jede kirchliche Sozialform ist auch eine Gemeinde. Ein Teil der nichtparochialen Organisationsformen ist nach diesen Kriterien als »Gemeinde« zu bezeichnen, während ein anderer Teil nicht darunterfällt. Es gibt auch Arbeitsgebiete, die nicht selbst als Gemeinde zu verstehen sind, sondern Gemeinden zuarbeiten.

Drei unterschiedliche Logiken spielen daher eine Rolle: Institutionslogik, Organisationslogik und Gruppenlogik bzw. Bewegungslogik. Eine Theorie, die alle drei Logiken uneingeschränkt in eine Einheit überführen kann, ist nicht erreichbar. »Das Programm einer durchgängigen organisatorischen Zielrealisierung ebenso wie das eines durchgängig institutionalisierten Sinns oder das einer durchgängig intensiven personalen Interaktion sind nicht miteinander vereinbar.«¹⁷ Sie stellen vielmehr eine Paradoxie dar. Kirche als Gruppe wird bestimmt von der Kommunikation face to face bei sozialer Nähe, Kirche als Institution von der Kommunikation in Distanz als Normalfall, Kirche als Organisation vom Einsatz strategischer Planung zur Förderung der Kommunikation. Aber alle drei Logiken kommen empirisch vor. Das Denkmodell »Hybrid« nimmt diese empirische Einsicht auf. Kirche als Hybrid setzt sich aus Institution, Organisation und Bewegung zusammen. Es ist dabei auszutariieren, wie die drei Logiken produktiv nebeneinander existieren können, anstatt sich gegenseitig zu schwächen. Hauschildt plädiert daher für ein Nebeneinander nicht eines stabilen, sondern eines dynamischen Gleichgewichts, bei dem sich von Fall zu Fall und im Laufe der Zeit Gewichtsverschiebungen ergeben können. Eine Stärkung der Querverbindungen zwischen den Kirchenbildern und der Verzicht auf Forcierung einer strategischen Gesamtentscheidung sind dabei die entscheidende kirchenleitende Konsequenz.¹⁸

17 Eberhard Hauschildt/Uta Pohl-Patalong, Kirche. Lehrbuch Praktische Theologie 4, Gütersloh 2013, S. 217.
18 Vgl. a.a.O., S. 218.

c) Das Modell der kirchlichen Funktionstypen (Jan Hermelink)

Jan Hermelink sieht die evangelische Kirche durch die Überlagerung mehrerer, jeweils in sich stimmiger Strukturen gekennzeichnet. Gegenwärtig sind für ihn in den evangelischen Großkirchen mindestens fünf Organisationstypen wirksam. Sie schlagen sich in der parochialen, landeskirchlichen, vereinskirchlichen, konventskirchlichen und funktionskirchlichen Grundstruktur der evangelischen Kirche nieder. Die einzelnen Strukturtypen dabei stehen zueinander in einem kritischen wechselseitigen Verhältnis. Seit den 1960er Jahren nimmt die kirchliche Pluralisierung und Professionalisierung zu, führt zum Ausbau der Dienste und Arbeitsstellen und stärkt damit die funktionskirchliche Grundstruktur. Der nicht-parochialen Arbeit kommt dabei eine wachsende Bedeutung zu, was zu einer gewissen organisatorischen Gewichtsverlagerung führt. Gleichzeitig aber eignet den funktionalen Arbeitszweigen und Professionen eine gewisse kirchenpolitische Schwäche. Die theologische Kritik richtet sich dabei vor allem gegen die normative Orientierung an den gegenwärtigen Verhältnissen und Bedürfnissen und erhebt diese zum Vorwurf. Funktionale Arbeitszweige würden stattdessen zu wenig die Auftragsbestimmtheit des kirchlichen Handelns beachten. Die damit einhergehende, innerkirchlich beliebte Debatte zwischen »lokaler Gemeinde« und »funktionalen Diensten« berücksichtigt zu wenig, dass die Arbeit der lokalen Gemeinde ebenfalls weitgehend funktional bestimmt ist. Wer in der innerkirchlichen Debatte mit »der Gemeinde« argumentiert, beansprucht für das eigene Anliegen unmittelbare Evidenz und unbedingte Autorität. Dem Gemeindebegriff eignet aber nicht nur eine strukturell-deskriptive, sondern zugleich eine hoch normative Dimension.¹⁹ Diese normative Dimension des Gemeindebegriffs gilt es, bewusst zu machen und anschließend kirchentheoretisch kritisch zu hinterfragen.

d) Das Modell der Kirche als mixed economy (Ralph Kunz)

Die klassische Ortsgemeinde bleibt beim Modell der Kirche als mixed economy weiterhin das Basismodell der Volkskir-

19 Vgl. Jan Hermelink, Kirchliche Organisation und das Jenseits des Glaubens. Eine praktisch-theologische Theorie der evangelischen Kirche, Gütersloh 2011.

che.²⁰ Aber genauso offensichtlich ist, dass dieses Modell spezifische Schwächen aufweist. Kunz schlägt daher vor, »Gemeinde« nicht von vornherein mit der Parochie identifizieren. Die Kirchengemeinde als rechtlich definierter und territorial begrenzter Raum kann, muss aber nicht der Ort sein, wo Gemeinde entsteht. Gemeinde ist als diejenige Lebensform zu verstehen, die den Auftrag der Kirche öffentlich sichtbar macht.²¹ Dabei ist die Idee einer hundertprozentigen Beteiligungskirche genauso illusionär wie die Umsetzung der Vollinklusion.²² Eine Alternative stellt daher das Modell der Kirche als mixed economy dar. Es geht zurück auf Rowan Williams, den ehemaligen Erzbischof von Canterbury, der die Kirche als mixed economy als Hoffnungszeichen beschreibt: »We may discern signs of hope [...] These may be found particularly in the development of a mixed economy of church life [...] there are ways of being church alongside the inherited parochial pattern.«²³ Der Begriff der economy nach Eph 1–3 meint den Heilsplan Gottes. Partnerschaft tritt an die Stelle der Konkurrenz. Übergemeindliche Dienste nehmen aus der Ortskirchengemeinde herausgenommene, aber genuin dieser zugehörigen Funktionen einer Kirche als mixed economy wahr. »Gemeinde« ist daher die Schnittmenge dieser Funktionen und nicht nur als parochial definierte Kirchengemeinde zu verstehen. Kirche als mixed economy bedeutet: Es gibt keine absolute Vorrangigkeit der Parochie, aber sehr wohl ein ausgewogenes Verhältnis der beiden Formen zueinander. Im anglikanischen Raum blieb das Modell der mixed economy zunächst auf alternative Gemeindeformen bezogen. Eine Ausweitung auf die Dienste und Einrichtungen ist nach Kunz aber durchaus vorstellbar.²⁴

20 Vgl. Ralph Kunz, Aufbau der Gemeinde im Umbau der Kirche (Theologische Studien N.F. 11), Zürich 2015, S. 94.

21 Vgl. a.a.O., S. 105.

22 Vgl. a.a.O., S. 137.

23 Zit. nach Sabrina Müller, Mixed economy of Church. Chancen und Risiken kirchlicher Biodiversität, in: Claudia Kohli Reichenbach/Matthias Krieg (Hg.), Volkskirche und Kirchenvolk. Ein Zwischenhalt (denkMal 8), Zürich 2015, S. 99–107, S. 99.

24 Vgl. Sabrina Müller, Fresh expressions of Church. Ekklesiologische Beobachtungen und Interpretationen einer neuen Bewegung, Zürich 2016 und dies., Fresh expressions of Church, in: Ralph Kunz/Thomas Schlag (Hg.), Handbuch für Kirchen- und Gemeindeentwicklung, Neukirchen-Vluyn 2014, S. 450–458.

Ein erstes Fazit: Die Parochie als Basis-Organisationsform der Kirche bedarf der Ergänzung – aber ihre entscheidende Funktion besteht darin, vor Ort die – wenn auch fragmentarisch praktizierte – Verantwortung für die gesamte Volkskirche exemplarisch wahrzunehmen. Gleichwohl kann und muss sie diese Verantwortung gegebenenfalls bewusst delegieren. Sie darf sie aber keinesfalls diskreditieren, da es bei einer solchen

Delegation weiterhin immer noch um ihre eigenen Aufgaben geht.

(Fortsetzung folgt)

*Prof. Dr. Klaus Raschzok
Lehrstuhlinhaber für Praktische Theologie an der Augustana-Hochschule Neuendettelsau und Vorsitzender des Grundfragenausschusses der Landessynode der ELKB, Neuendettelsau*

Neue Schriftleitung

Ab 1. Mai:

Dr. Christian Weitnauer
Neidertshofener Str. 14
85049 Ingolstadt
christianweitnauer@gmx.de

Herakles – Herkules (II)

Wie für jeden Menschen kam auch für Herakles die Stunde, da er sich entscheiden sollte, welchen Weg er im Leben gehen wollte. Er saß an einer Weggabelung und bedachte sein Geschick. Er sah zwei Frauen in hoher Gestalt auf sich zukommen. Die eine versprach ihm ein genussvolles Leben voller Annehmlichkeiten. Ohne Mühe und Arbeit, dafür Augen- und Ohrenschmaus. Die Früchte fremden Fleißes würde er genießen. Er würde essen, ehe ihn hungert, und trinken, ehe ihn dürstet.

Ein weiches Lager würde ihm geboten werden, ein sanftes Ruhekissen. Ihre Augen lockten.

Die andere Frau trat energisch hinzu. Keine Genüsse, keine Bequemlichkeit wolle und könne sie ihm versprechen. Zum Wohle der Menschen möge er sein Leben einsetzen. Doch ohne Mühe und Arbeit gewähren die Götter keinen Lohn. Nur wer sein Leben einsetzt, wird es auch gewinnen. Dankbar werden die Menschen einmal ihres Wohltäters gedenken, unter Kindern und Kindeskindern. Herakles zögerte nicht lange. Er wählte den beschwerlichen Weg, der Einsatz und Hingabe verlangte. Fast ist man versucht zu sagen: den »christlicheren« Weg.

Nicht alle zehn herkulischen Taten möchte ich hier darstellen. Nach anderer Zählung waren es sogar zwölf, entsprechend der Zahl der Monate. Greifen wir einige Taten heraus, die heute noch beispielhaft erzählt werden.

An einem einzigen Tag sollte Herakles den Stall des Königs Augias ausmisten. Mehrere tausend Stück Vieh weideten im Vorhof des Palastes und hatten einen Berg von Mist hinterlassen, der zum Himmel stank. Herakles nun verfügte

nicht nur über ungeheure Muskelkraft, sondern wusste sich auch mit List, Witz und Verstand zu helfen. Er brach die Umzäunung auf und leitete kurzerhand den Strom zweier Flüsse in den Stall, die allen Mist hinweg schwemmten. Wann immer sich in einem Gemeinwesen Korruption und Vorteilnahme ausbreiten, heißt es den Stall des Augias zu reinigen.

Ähnlich lässt sich die Geschichte von der Lernäischen Schlange deuten. Im Sumpf von Argolis war sie aufgewachsen. Immer wieder brach sie in die Herden ein und verwüstete die Felder: eine Schlange mit neun Häuptionen. Herakles lockte sie mit brennenden Pfeilen aus ihrem Versteck. Sie kam zischend hervor und umschlang seine Beine. Mit seiner Keule zerschmetterte Herakles das erste Haupt. War aber ein Haupt erschlagen, wuchsen umgehend zwei neue Häuptionen nach. Herakles griff deshalb nach einer Fackel und brannte die Wunde mit Feuer aus. Manchmal geht es eben nicht anders, wenn sich Korruption breit macht: ein Sumpf muss trocken gelegt und die Wurzel des Übels mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Herakles nahm es mit Löwen und Schlangen auf, mit Stier, Eber und wilden Pferden. Den Riesen Antaios überwältigte er, indem er ihn von der Erde hob. Stand dieser nämlich mit beiden Füßen auf der Erde, war er unbesiegbar. Auf seinen Streifzügen kam Herakles bis nach Gibraltar, bis zu den nach ihm benannten Säulen des Herkules.

Selbst die Pforten des Totenreiches konnten ihn nicht abhalten, den dreiköpfigen Höllenhund Zerberus ans Licht des Tages zu ziehen und König Eurystheus zu erschrecken, der ihm die zwölf

Taten aufgetragen hatte. Wo immer der Geifer dieses Tieres hinfiel, wuchs der hochgiftige Eisenhut auf. Herakles gab Zerberus wieder zurück an den Ort, wo er hingehörte. Nimmt es Wunder, dass man Herakles auch mit Christus verglichen hat, da er es doch mit dem Höllenhund aufgenommen hat.

Im Alten Testament im Buch der »Richter« (Kap.13-16) wird uns von einem Mann erzählt, der über ähnliche Kräfte wie Herakles verfügte: Simson. Dieser enthielt sich von starken Getränken und scherte sein Haupthaar nicht. Er galt als Geweihter Gottes, der über übermenschliche Kraft verfügte. Unbeherrscht machte er von ihr Gebrauch. Tausend Philister erschlug er mit einem Kinnbacken eines Esels. Er fing Füchse ein, band brennende Fackeln an ihre Schwänze und jagte sie über die Felder. Er ist das Beispiel unbändiger Kraft, die in zerstörerische Gewalt ausartet. Simson erlag der List einer Frau. Delila entlockte ihm das Geheimnis seiner Kraft. Würde er geschoren werden, so wiche seine Kraft von ihm. Sie ließ ihn in ihrem Schoß einschlafen und schnitt ihm sieben Locken ab. Da ergriffen ihn die Philister, stachen ihm die Augen aus und ließen ihn im Gefängnis die Mühle drehen. Noch einmal kehrte mit dem nachwachsenden Haar seine unbändige Kraft zurück. Als die Philister ihrem Gott Dagon ein Opferfest bereiteten, stemmte sich Simson gegen die tragenden Säulen. Der Tempel fiel in sich zusammen, begrub die feiernden Philister unter sich und mit ihnen auch Simson. Erstaunlich, wie in unterschiedlichen Kulturen das Phänomen übermenschlicher Kraft literarisch behandelt und gelöst wird.

*Erich Puchta
Eilhofen*

Den Fuckern ein Zaum ins Maul legen

Luthers Kapitalismuskritik und Wirtschaftsethik

1. Der verdrängte Luther

Unmengen von Veröffentlichungen gibt es zu Luthers Rechtfertigungslehre, zu seiner Zwei-Reiche-Lehre, zu seinem Antisemitismus und seinen Bauernkriegsschriften, aber kaum Abhandlungen zu Luthers Wirtschaftsethik. Dass Luther ein leidenschaftlicher, scharfer und menschlich tief blickender Kritiker der kapitalistischen Handelspraktiken war, die sich im 16. Jahrhundert immer mehr ausbreiteten, ist ganz offensichtlich ein verdrängtes Thema. Umso verdienstvoller ist die Neuauflage des Buches von Hans-Jürgen Prien »Luthers Wirtschaftsethik« (2012). Das Vorwort schrieb Heinrich Bedford-Strohm. Es sei das Buch gewesen, als es 1992 erschien, auf das er als Student immer gewartet hatte. Es sei eins der ganz wenigen Bücher, die sich der theologischen Tiefe von Luthers Wirtschaftsethik und der Frage ihrer bleibenden Aktualität in aller Breite stellen. In fünf Kapiteln geht der Autor auf das sozio-ökonomische Umfeld ein, behandelt Luthers Schriften zu ökonomischen Fragen, fragt nach der Einordnung von Luthers Wirtschaftsethik in sein theologisches System und schließt mit Überlegungen zu bleibenden ethischen Grundsätzen. Angesichts der wichtigen Einsichten, die die Lektüre vermittelt, erscheint die Frage angebracht, warum diese Seite von Luther praktisch totgeschwiegen wurde und wird.

2. Luthers Zeit

Das 16. Jahrhundert war ökonomisch geprägt von einer als »Preisrevolution« bezeichneten Teuerungswelle besonders von Agrarprodukten, die zu erheblichen Verschiebungen im sozialen Gefüge der Bauernschaft führte, weil vorzugsweise die Großbauern und Feudalherren davon profitierten. Das Verlagswesen (dezentrale Produktion, zentralisierter Absatz) im Buchdruck oder Textilgewerbe ermöglichten standardisierte Massenproduktion. Enorme Kapitalballungen waren die Grundlage des neuen interkontinentalen Handels und gerierten neue Gesellschaftsschichten. Prien legt dar, dass Luther die Lage verarmter Bauern weniger wahrnahm, während seine

Wucherkritik auf der Höhe der Zeit war. Luther erkannte den Zusammenhang von Kapitalakkumulation, Wucher und Verarmung basierend auf der Trennung von Arbeit und Kapital. Die mit dem internationalisierten Handel wachsenden Kredit-, Darlehens- und Zinsgeschäfte drängten die kirchliche Geldtheorie, die das Zinsverbot hochhielt, zur Anpassung an die neuen Gegebenheiten. Die thomistische Zinslehre anerkannte allein die Arbeit als Quelle der Produktivität und des gesellschaftlichen Reichtums. Das Geld war lediglich Tauschmittel. Der Handel sollte ein ehrenwertes Ziel verfolgen, den Nutzen der Allgemeinheit. Eine Geldvermehrung um ihrer selbst willen (G-W-G statt W-G-W) wie sie damals immer mehr Usus wurde galt als zerstörerisch, nicht nur für die menschliche Seele, sondern auch für die Gesellschaft. Die Anhänger der neuen Wirtschaftslehre (*oeconomia moderna*) wie Johannes Eck und Konrad Peutinger galten als *apostoli mercatorum*, weil sie das Geld als fruchtbar wie die Arbeit ansahen, als selbständige Produktivkraft, und damit die theoretische Rechtfertigung für große gewinnbringende Unternehmungen der Monopolgesellschaften lieferten. Luther hielt an der Unfruchtbarkeit des Geldes fest. Ich sehe darin die bis heute entscheidende Frage für eine realistische Wirtschaftstheorie, ob man davon ausgeht, dass »Geld arbeitet« oder ob man sich von dieser Lebenslüge verabschiedet.

3. Luthers Schriften

In seiner Schrift »Von Kauffshandlung und Wucher« (1524) schreibt Luther, man solle »den Fuckern ein Zaum ins Maul legen.« Eine breite Anti-Monopol-Bewegung zwang die Reichstage, sich mit Klagen gegen die wucherischen Praktiken der großen Handelsgesellschaften zu beschäftigen. Luther riet den Christen, »lieber mit Gott arm, denn mit dem teuffel reich zu seyn.« Er kritisierte die großen Diebe, die die kleinen hängen und erwartete von Kaiser, Fürsten und Reichstagen, den Wucher der Monopolia zu verbieten. Luther schrieb drei weitere Sermonen zum Wucher (1519, 1520, 1522). Wie wichtig ihm das Thema war zeigt, dass

er seine Mammons- und Götzenkritik im Großen Katechismus von 1529 in der Auslegung des Ersten Gebotes entfaltete. In Predigten geißelte er den Wucher immer wieder. Die Kornwucherer schalt er 1529 als Räuber, Mörder und leibhaftige Teufel. Seine letzte bedeutende Veröffentlichung war: »An die Pfarrherrn wider den Wucher zu predigen, Vermahnung« (1540). Anlass dieser Schrift waren die sprunghafte Inflation und die immense Steigerung des Zinsniveaus innerhalb von zwei Jahrzehnten auf 30–40 %. Die Wucherer lokalisierte er in Augsburg, Leipzig und Frankfurt. Die Rechtfertigung der Reichen, der Wucher sei nötig, damit sie den Armen desto mehr Almosen geben und sich den Himmel verdienen könnten, war für ihn der blanke Zynismus, weil damit die Menschenquälerei des Teufels, der »viel Leute plaget«, zur notwendigen Voraussetzung für mitmenschliche Hilfe (*gute werck*) erklärt werde. Besonders dieser Aufruf an die Pfarrer, durch ihre Predigten politisch zu handeln, zeigt, wie sehr insbesondere ein Motiv Luther bei seiner Kapitalismus- und Wucherkritik bewegte: »solchem iamer zu wehren.«

4. Luthers Einsichten

Gegenüber marktorientiertem wirtschaftlichem Handeln hält Luther an der Forderung eines gerechten Preises fest. Leitend dabei ist nicht eine rückwärts orientierte Marktfeindlichkeit, sondern die Einsicht, dass der Markt aus sich heraus keine Gerechtigkeit herstellt. Als Korrektiv bedarf es politischer, d.h. obrigkeitlicher Eingriffe. Dasselbe gilt für die Akkumulation von Kapital oder Reichtum. Sie führt zu sozialer Verelendung, zum Ruin kleiner wirtschaftlicher Existenzen, zur Spaltung der Gesellschaft in wenige Reiche und viele Arme. Dabei kritisiert Luther immer wieder eine zu seiner Zeit gängige Form wirtschaftlichen Gebarens, den sog. Zinskauf, ein Darlehensgeschäft, bei dem der Kreditgeber (= Zinskäufer) die festverzinslich vereinbarte Rückzahlung sich dadurch sichert, dass der Schuldner ihm z.B. ein Grundstück und seinen Ertrag zwecks Abzahlung überlässt. Luther moniert an dieser Art eines Hypothekengeschäftes die Ungleichverteilung des Risikos. Während die Rückforderungen des Darlehensgebers absolut abgesichert sind, kann der Kreditnehmer durch unvorhersehbare Kalamitäten in Not geraten und zahlungsunfähig werden. Die Schwäche

des Mitmenschen, die Anfälligkeit seines Guts gehöre auch zum Risiko des Geldgebers, wenn es denn ein Geschäft auf Augenhöhe sein soll. Der Mammon aber leugnet die Kreatürlichkeit des Menschen.

Außerdem lebt er von der dogmatisierten Lebenslüge der Fruchtbarkeit des Geldes. Denn dass das Geld in Darlehensgeschäften Werte schafft, diese Ansicht setzte sich mit der Ausbreitung des Handelskapitalismus immer mehr durch. Luther teilte diese Ansicht nicht, sondern sah in Aktiengesellschaften den Teufel im Spiel: »Ich will kein Kucks (= Aktie) haben! Es ist Spielgeld und es will nicht wudelln (= Gewinn gebären).« Alle diese Formen wirtschaftlichen Handelns sind für Luther Wucher. Sein Wucher-Begriff ist nicht ökonomisch, sondern ethisch definiert. Wucher ist für Luther alles, was mit der Not des Nächsten ein Geschäft macht. Alles nicht für die Nächstenliebe verwendete Gut bleibt Raub.

Daraus ergibt sich konsequent, dass Luther jede Eigengesetzlichkeit wirtschaftlichen Handelns verwirft. Für ihn geschieht alles menschliche Handeln in persönlicher Verantwortung. So bindet er es strikt an die Ethik der Nächstenliebe. Es bleibt kein Zwischenraum für Sachzwänge, denn der Mensch darf sich nicht mit Ausreden über Gottes Gebot erheben.

Anders urteilt Luther im Blick auf die Opfer eines Systems wirtschaftlicher Zwänge. In seiner Analyse der Monopolisierung beleuchtet Luther alle Aspekte des menschlichen Zusammenlebens, wirtschaftliche, soziale, politische, psychologische, humane. Luther sieht, wie die Konzentration wirtschaftlicher Mittel in der Hand Weniger diesen ungeheure Macht über die Gesellschaft zuspült. Von der Konzentration des Reichtums geht ein Zwang aus, der alle in der Gesellschaft ergreift. Die Angst vor dem Verlust des Eigenen, die Angst ums eigene Bestehen und Überleben setzt einen Egoismus frei, der gewaltsam und mitleidlos vom Mammon an sich reißt, was er bekommen kann. So errichtet der aus der menschlichen Not heraus vergötzte Mammon ein Angstregime und herrscht durch unmenschliche Härte. Er ist ein Mörder und Teufel, weil er das Mitleid und Nächstenliebe fast unmöglich macht. »Ja, du lernst es niemals durch das Wort, dich auf Gott zu verlassen, wenn der Leib immer Hunger empfindet.«¹ Im

1 F. W. Marquardt, Gott oder Mammon aber:

wirtschaftlichen Kontext heißt Götzenkritik für Luther: die unmenschlichen sozialen Folgen des Kapitalismus aufzeigen.

5. Lutherische Fragen und Ausblicke

a.) Kritik an Max Weber

Der Blick auf Luthers Kapitalismuskritik lässt Zweifel an der These Max Webers aufkommen, der Geist des Kapitalismus stamme aus der Umlenkung der mönchisch-asketischen Kräfte auf den puritanisch disziplinierten Erwerb von Reichtum. Luthers eindeutige Gleichsetzung von Kapitalakkumulation mit Teufelswerk widerlegt diese These.

b.) Nähe zum Marxismus

Max Webers These war darauf angelegt der marxistischen Kritik am ökonomischen Prinzip des Kapitalismus, wie sie in der sozialistischen Arbeiterbewegung vorherrschte, eine bürgerliche, versöhnliche Variante entgegenzuhalten. Dabei fällt auf, dass Luther nicht nur häufig in Marx' Kapital erwähnt wird, sondern auch, dass seine Ethik mit dem ethischen Anliegen von Marx und Engels konvergiert.²

c.) Wucherkritik ohne Antijudaismus

In Luthers Wucherschriften fehlt auffälligerweise jegliche antisemitische Polemik gegen die angeblich typisch jüdischen Wuchergeschäfte, ein seit dem Mittelalter allgemein verbreitetes Vorurteil. Luthers Judenkritik war primär rein theologischer Natur, er begründete sie aus der Schrift. Die Juden waren für ihn die Urbilder von Gesetzesfrömmigkeit und Werkgerechtigkeit. Dass sie trotz Besitz der prophetischen Schriften nicht an Christus glauben, war für Luther das Judenproblem. Alle Übel und alle Bosheit, die er in seinen späten antisemitischen Schriften in sie hineinprojizierte, sah er als Gottes gerechte Strafe für ihren gesetzlichen Starrsinn und Ungehorsam, der auch ihren Charakter total verdorben hatte, bis dahin, dass sie »uns (Christen) unsere Güter gefangen halten durch ihren verfluchten Wucher.«³

Theologie und Ökonomie bei Martin Luther, Einwurfe 1, München 1983, S.195

2 K. P. Lehmann, Eine schwarz-rote Koalition, Antikapitalismus bei Martin Luther und Friedrich Engels, Evangelische Stimmen, 5/2014, S. 14-18

3 M. Luther, Von den Juden und ihren Lügen, 1543, WA 53,521. Allerdings schießt Luther in dieser Schrift und auch im Kontext dieses Zitates durch seine ungezügelt niedergeschriebenen Hass-Phantasien weit über alles hinaus, was theologisch ernst

d.) Kann Geld arbeiten?

In einer Frage stimmen wir mit dem Autor dieses Buches nicht ganz überein. Er deutet an einigen Stellen an, Luther könne mit seinem Festhalten an der Unproduktivität des Geldes den neuzeitlichen Gegebenheiten der Wirtschaftswelt nicht gerecht werden. Wir halten das für eine entscheidende Frage und glauben, dass Luther mit seinem starr wirkenden Festhalten an der ubiquitären Gültigkeit des Gebotes der Nächstenliebe der Emanzipation der Wirtschaft von der Ethik wehren wollte. Dass Geld arbeitet, wäre das nicht eine Art Perpetuum Mobile in der Ökonomie? Dass Geld aus sich heraus Mehrwert gebiert, halten wir für eine Rechtfertigungsideologie des Kapitalismus. Damit werden wir uns hoffentlich nach dem Lutherjahr zum 200. Geburtstag von Karl Marx (5.5.1818) intensiver auseinandersetzen.

e.) Die Lutherbilder verdrängen Luther

Warum ist Luthers Kapitalismuskritik ein verdrängtes Thema? Sie passt in keines der Bilder, die sich die Kirche jemals vom Reformator gemacht hat. Nicht in das romantische Bild vom Mitbegründer der deutschen Nation. Dahinein fügen sich nicht die Monopolia, die die Nation in Arme und Reiche spalten. Sie passt nicht in die lutherische Ideologie von der billigen Gnade des kostenlosen Evangeliums für alle. Dahinein fügt sich nicht der Luther, der dem Wucherer die Kirchengemeinde verweigert, außer er bereue seinen mammonistischen Teufeldienst. Sie passt nicht zum Bild von Luther, der den Gehorsam gegenüber der Obrigkeit predigte. Darenin fügt sich nicht sein Aufruf wider den Wucher zu predigen und die Obrigkeit anzuweisen, nicht mit dem Mammon gemeinsame Sache zu machen, sondern ihm einen Zaum ins Maul zu legen. So passt die Kapitalismuskritik auch nicht ins neue Lutherbild 2017 vom Bringer der Religionsfreiheit und der kostenlosen Ökumene.⁴ In dieser theologischen Leere würde

genommen werden könnte.

4 Die Lutherbotschafterin Margot Käßmann sieht in Luther aufgrund seines Glaubensbegriffes den Bringer der Religionsfreiheit (Augsburger Allgemeine Zeitung, 29.10.2016, V3). Das Treffen der beiden Freunde Heinrich Bedford-Strohm und Reinhard Marx in Hildesheim war zwar eine gute Geste, ersetzt aber keine Bemühung um eine theologisch zu fundierende Ökumene. Dazu ist im angesprochenen Kontext zu bemerken, dass Luthers exklusiver Glaubensbegriff nach außen zunächst Religionskritik und, wie wir oben sahen, politökonomische Götzenkritik frei setzt.

ein radikaler Kritiker der sozialen Ungerechtigkeit des Kapitalismus wirken wie Sancho Panza de la Mancha. Luthers Kapitalismuskritik passt zu keinem Lutherbild.

Klaus-Peter Lehmann, Pfarrer i.R., Augsburg

Hans-Jürgen Prien, Luthers Wirtschaftsethik, Neuauflage Erlangen 2012, ISBN 978-3-939171-34-8 (Mabase) kart. : € 19.80

Und dann auch Toleranz als die politisch zu garantierende Freiheit des Wortes für alle. Es ist das historische Verdienst des Augsburger Religionsfriedens (1555), das politisch friedliche Nebeneinander zweier sich ausschließender Bekenntnisse, die sich verbal bekämpften, institutionalisiert zu haben

Bücher



Angela Hager, Freimut. Hermann von Loewenich – Kirchenreformer und Landesbischof. Leipzig 2016, ISBN 978-3-374-04429-0

Hermann von Loewenich habe ich ganz viel zu verdanken. Er war mein Vor-Vorgänger als Studentenfarrer, mein Vor-Vorgänger als Nürnberger Stadtdekan und mein Vorgänger als Landesbischof. Er war mein direkter Vorgesetzter, als ich Studentenfarrer war und er war mein direkter Vorgesetzter, als ich Stadtdekan war. So hatte ich dienstlich ganz viel mit ihm zu tun – und ich bin dankbar für alle Hilfe, aber auch für alle Streitpunkte, die wir sehr offen und deutlich ausgesprochen und miteinander diskutiert haben. Insbesondere habe ich mich von ihm als ich Studentenfarrer war sehr geschützt gefühlt, als es Angriffe gegen mich gab.

Hermann von Loewenich war ein Glücksfall für unsere bayerische Landeskirche und es ist ein Glücksfall, dass Andrea Hager sich so in ihn und sein Werk einfühlen und einlesen konnte, dass sie so genau mit vielen gesprochen hat, die Hermann von Loewenich kannten, dass ein hervorragendes Buch entstand, aus dem wir sehr genau und

richtig ersehen können, wer Hermann von Loewenich war, was er wollte, was er dachte und auch, wo er nicht den Erfolg hatte, den er wollte.

Auch seine letzten Lebensjahre, die ja von seiner unheilbaren Krankheit überschattet waren, werden sensibel geschildert.

Wie genau Angela Hager das für unsere Kirche so wichtige Leben Hermann von Loewenichs wiedergibt, lässt sich schon aus ihren Kapitelüberschriften erahnen. Es sind dies:

»I. Wurzeln und Kindheit« (mit dem wichtigen Unterabschnitt »Das Bild des Vaters: Wilhelm von Loewenich« und dem bestimmenden Teil »Die Jahre in der Nürnberger Altstadt«. Hier werden auch die Kriegsjahre und die Jahre in Windsbach geschildert.)

»II. Auf dem Weg zum Pfarrberuf«, das Kapitel, das auch seine ja nicht allen bekannte politische Betätigung in jungen Jahren wiedergibt.

»III. »Unruhige Zeiten«: Die 1950/60er Jahre in Nürnberg als Studieninspektor am Predigerseminar Nürnberg sowie als Studentenfarrer und Pfarrer in Egidien«. Die Egidienkirche war für ihn – wie man auch an seinem Porträt im Landeskirchenamt erkennen kann – ganz wichtig. In diesem Teil wird auch seine das restliche Leben bestimmende Partnerschaft mit seiner Frau Hiltrud ausgezeichnet geschildert.

»IV. »Kirche gibt es nur im Wir-Stil«: Als Dekan in Kulmbach«

»V. Der Kirchenreformer«. Dieser vielleicht wichtigste Teil dieser Biographie beschäftigt sich ausführlich mit der Gründung und Leitung des Arbeitskreises Evangelische Erneuerung (AEE), aber auch mit Loewenichs Wirken in der Synode und damit auch in der VELKD und sonst über Bayern hinaus.

»VI. »Kirche in der Großstadt«. Hier werden die Nürnberger Jahre als Dekan und als Kreisdekan (heute: Regionalbischof), mit den für von Loewenich ganz wichtigen Ereignissen wie dem Nürnberger Kirchentag 1979 und der Affäre um das KOMM 1981 geschildert.

Und schließlich als vorletzter Teil natürlich »VII. »Offen und deutlich«: Die Bischofsjahre 1994–1999« mit den Unterabschnitten 1. Wahl und Amtsbeginn, 2. »Bischof in Bayern und für Bayern«: Impulse und Reformen, 3. »Ein Holzweg«: Der Streit um den Buß- und Betttag, 4. »Toleranz für uns«: Der Kreuzifix-Streit, 5. »Ich bin sehr enttäuscht«: Kirche, Staat und Kirchenasyl, 6. »Wir waren Antizeugen«: Vergangenheitsbewältigung und

7. »Ein reiches und schönes Amt«: Die Verabschiedung.

Als letztes und trauriges Kapitel dieses reichen und wichtigen Lebens lässt Angela Hager auch die letzten Jahre nicht aus: »VIII. Der lange Abschied (1999–2008)« mit dem Schlussabschnitt »Ich lasse dich nicht fallen und verlasse dich nicht.«

Wer die Bedeutung Hermann von Loewenichs für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern bisher nicht kannte, dem sei dieses Buch dringend empfohlen. Denn viele der auch heute noch in unserer Kirche Tätigen (nicht nur im AEE) sind durch ihn geprägt. Und wer ihn kannte, der freut sich darüber, wie genau und gut Andrea Hager Hermann von Loewenich schildert, als ob sie ihn persönlich gekannt hätte. Wir alle können ihr für dieses Werk nur dankbar sein.

*Dr. Johannes Friedrich,
Landesbischof der ELKB a.D.*

Carolin Emcke, Gegen den Hass, Bundeszentrale für politische Bildung Band 10027, 2017, ©: S. Fischer Verlag 2016 ISBN: 978-3-7425-0027-4 www.bpb.de

Eine kluge Strategie gegen den sich immer weiter in unserer Gesellschaft verbreitenden Hass entwickelt Carolin Emcke in ihrem flott geschriebenen, schnell lesbaren Buch »Gegen den Hass«, das 2016 vom S. Fischer Verlag und 2017 von der Bundeszentrale für politische Bildung publiziert wurde. In drei Kapiteln arbeitet die Autorin zuerst Erscheinungsformen und Wirkungen von Hass und Fanatismus heraus, widmet sich dann ausführlich deren Begründungen und zeigt schließlich Wege zur Überwindung auf.

Der von Emcke beschriebene Hass ist weder individuell noch zufällig, kein vages Gefühl oder Versehen, sondern kollektiv und ideologisch geformt. Er folgt einer vertikalen Blickachse gegen »die da oben« oder »die da unten« und sieht »das Eigene« unterdrückt oder bedroht durch das »kategorial »Anderes«, das als vermeintlich gefährliche Macht oder als vermeintlich minderwertiges Ding phantasiert wird. Spätere Misshandlung oder Vernichtung werden so »nicht bloß als entschuldbare, sondern als notwendige Maßnahme aufgewertet« (Hervorhebung im Original). Solcher

Hass verstört seine Opfer, nimmt ihnen Orientierung und zerstört Vertrauen. Dabei bedient sich dieser Hass bei vorgeprägten Mustern und demütigenden Begriffen und Assoziationsketten, die die Autorin Stück für Stück dechiffriert. Emcke beschreibt nicht nur gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in der deutschen Vergangenheit wie auch jüngste fremdenfeindliche Übergriffe (Beispiel: Clausnitz), sondern analysiert auch institutionellen Rassismus an einem Beispiel aus den USA.

Im zweiten Kapitel beschäftigt sie sich ausgehend vom Beispiel Richter 12,5-6 mit bis heute gültigen Codes von Ausgrenzung. Dabei bestreitet Emcke Gemeinschaften das Recht zur Abgrenzung nicht, wenn sie potentiell offen sind für Eintritt und Übergang und aus den Unterschieden zu anderen Gemeinschaften keine automatische Ermächtigung zur Gewalt folgt. Intensiv beschäftigt sie sich mit den Diskriminierungen und Ausgrenzungen konstituierenden Narrativen, die sie am Beispiel der von nationalkonservativen und rechtspopulistischen Parteien behaupteten Kriterien »homogen«, »ursprünglich/natürlich« und »rein« entfaltet. Kenntnisreich und mit konkreten Beispielen dekonstruiert sie diese als niemals historisch belegt und entlarvt sie als Projektion und Wunschdenken.

Fanatischem Kampf für Einheitlichkeit in jeglicher Hinsicht (hier besonders am Beispiel des islamistischen IS) stellt Emcke ihr Plädoyer für Vielfalt gegenüber, das sie aus der europäischen Aufklärung und Geistesgeschichte herleitet und in der Perspektive vielfältiger Lebensentwürfe und Herkunft von Menschen in Deutschland verwirklicht sieht. Dabei hat sie sowohl seit langem in Deutschland lebende Menschen im Blick wie auch Zuwanderer der letzten Jahrzehnte und erst vor kurzem Hierhergekommene mit ihrer je eigenen Lebensgeschichte. Das Buch erklärt, warum und wie Hass sich immer mehr ausbreitet, woher reflexhafte Überzeugungen stammen und wie wir eine vielfältige, dialogbereite und empathische Gesellschaft bleiben können.

*Sabine Ost, Pfarrerin i.R.,
Berlin/München*

Liebe Leserin, lieber Leser!

Nun ist auch in Bayern die Barmer theologische Erklärung (BTE) Teil unseres Bekenntnisses. Sicher ist das eine Art der Aufarbeitung alter Differenzen zwischen den Kirchen der Wittenberger und der Genfer Reformation und ihrer Nachfolger – in Gedenkjahren wird manches auf(s)geräumt.

Die bekannten Fragen lutherischer Theologen an die BTE muss man heute wohl nicht mehr stellen: Ob ein Bekenntnis sein könne, was nicht die Fülle der Lehre darstellt? Denn sicher steckte hinter solcher Reserve die Grundabneigung lutherischer Theologen gegen die barthianische Lehre, zumal in der BTE ein zentraler Differenzpunkt angesprochen war: das Verhältnis zum Staat.

Ein neuralgischer Punkt war das schon in der Theorie, weil es lange nicht gelungen ist, diese Fehlstelle lutherischer Theologie aufzuarbeiten, was man freilich weniger Luther als seinen Nachfolgern anrechnen sollte. Das geht im Lutherjubiläum ja sowieso eher unter: dass wir weiterdenken müssen, was Luther angefangen hat. Es reicht nicht, Angst vor Gott zu postulieren, um Luthers »Freiheitstheologie« zu entdecken oder ihm all die Themen der Moderne unterzuschieben, die ihm fern waren – wir müssen schon selbst sagen, was heute lutherisch sei und es, wahrscheinlich an anderen Fragen, durchspielen. Hinderlich ist das oft auch die Vielfalt aller priesterlichen Christenmenschen, die sich so gar nicht darum kümmern, dass man in einer Welt der Markenzeichen evangelische Kirche vielleicht nicht wahrnimmt, wenn da so viele durcheinander reden (Achtung: Schalten Sie Ihren Ironie-Detektor ein!).

Ein neuralgisches Thema war es auch in der Praxis: Denn das kann mir niemand einreden, dass die persönlichen politischen Einstellungen keine Rolle gespielt haben sollen bei der jeweiligen Meinung zur BTE! Es gab ja nicht nur das Gegenüber von DC und BK, da waren auch all die Zwischenstufen von vorsichtiger Reserve und Abwarten, von »so konnte es nicht weitergehen« und Hoffnung auf ein schnelles

Ende. Auch taktische Fragen spielten wohl eine Rolle: Ob man die Machthaber nicht erst auf sich aufmerksam machte, wenn man gar zu deutlich redete – vielleicht ist wegducken gar nicht so falsch?

Wie dem auch sei: Nun ist also die BTE als Teil auch unseres Bekenntnisses festgeschrieben. Im Leben der Gemeinde wird das nicht viel ändern. Allerdings kann die EKD zunehmend mehr Einheit unter ihren Mitgliedern feststellen und die anderen Kirchenbünde immer noch mehr als unnötig bezeichnen – und vielleicht ist das ja nicht nur eine Nebenwirkung der Behandlung der BTE... Dazu muss man nur »Kirche der Freiheit« lesen, eine Schrift, die heute niemand verursacht haben will und die ja auch nie beschlossen wurde, die aber doch die Agenda fast aller Reformen in den Landeskirchen geworden ist.

Wichtiger ist mir: Wogegen oder wofür ist die BTE heute, wenn der Nationalsozialismus als Gegenüber fehlt? Wir müssen aufpassen, dass die Erklärung von Barmen nicht zum »Universaltschlagwerkzeug« wird: Was immer jemand ablehnt: Man baut den Gegner auf und schießt ihn mit der BTE theologisch ab. Ethische Fragen werden zu Bekenntnisfragen, über die man nicht mehr diskutieren kann und muss. Ich höre von Kolleg_innen aus anderen Landeskirchen, dass man es dort schon lange so macht: Wenigstens darin sollten wir in Bayern anders sein!

Nochmal eine ärgerliche Leserin – vor mir. Ich übergebe mit dieser Nummer die Schriftleitung an Dr. Christian Weitnauer, dessen Kontaktdaten Sie in diesem Heft und dann immer im Impressum finden. Das Blatt wird mir fehlen, aber die Freiheit, meinen Monat nicht nach irgendwelchen Druckterminen einteilen zu müssen, werde ich genießen. Fehlen werden mir auch die Mails mit Briefen und Artikeln – nun wieder fast nur Spam, naja. Alles Gute, alte Dame **KORRESPONDENZBLATT!** Bleibe lebendig und streitbar und auf die Art evangelisch!

Ihr Martin Ost

Hans-Gerhard Koch, Freiheit Zukunft Leben Die 10 Gebote als Wirtschaftsethik, 2016, ISBN 978-3-939171-52-2

Die 10 Gebote, oft eher unwillig auswendig gelernt (und bald vergessen), von nicht wenigen Menschen als einerseits abgestandene und zugleich selbstverständliche Moralgrundsätze verstanden, werden in diesem Buch lebendig, indem sie in unsere Wirklichkeit hineingestellt werden.

Das geschieht nicht zum ersten Mal: Ernst Lange hat mir mit seinen »Zehn große(n) Freiheiten« die Gebote als Angebote zum Leben nahe gebracht. Da redeten eben nicht die Eltern, die »alles verbieten«! Das war wohl die richtige Botschaft zur richtigen Zeit – und eben das macht dieses Buch jetzt so wichtig: Dass es zur rechten Zeit kommt.

Wie es seiner Vergangenheit als Sozialpfarrer, sicher aber auch seiner Leidenschaft entspricht, versucht Koch eine Anwendung der Gebote auf die Wirtschaft. Es gelingt ihm nicht weniger als eine Umkehrung der neoliberalen Reihenfolge von Ökonomie und Moral: Jahrelang haben PolitikerInnen, statt Ethik zu formulieren, sich darauf verlassen, dass, was richtig ist, auch ökonomisch erfolgreich sei und also sich das richtige Verhalten aus dem Streben nach Gewinn und Erfolg ergeben werde. Vielleicht war es eine Art Resignation angesichts einer pluriformen Gesellschaft von lauter Menschen, die sich nach eigenen Regeln richten wollen, statt sich von anderen vorgeben zu lassen, was richtig und was falsch, lebens- oder gemeinschaftsdienlich sei.

So sehr man die Resignation verstehen mag – mit Hinweisen zum richtigen Leben kann man sich ja in viele Nesseln setzen –, sehen wir doch allenthalben, wie eine nicht mit ethischen Regeln gebändigte Ökonomie maßlos wird und über Leichen geht, am Ende auch die Demokratie bedroht, erst, weil sie deren Regelungsmechanismen außer Funktion setzt, dann, weil immer mehr Menschen zu Verlierern werden (und es genügt schon, wenn sie sich so sehen), so dass sie bereit sind, demokratische Grundpositionen aufzugeben, weil sie sich davon Lebensraum und –möglichkeiten versprechen.

Das vorliegende Buch versucht nicht weniger, als die 10 Gebote als Regeln zu Ordnung ökonomisch Handelnder auszulegen. Sie bekommen so ihren eigentlichen Sinn, nämlich weniger den einzelnen Menschen einzuschränken als Gemeinschaft zu ermöglichen.

Dass sie immer neu zu formulieren und zu durchdenken sind, ist in einer sich wandelnden Gesellschaft unvermeidlich. Soziale Medien und deren Wirkung müssen mitgedacht werden, ebenso die veränderte Arbeitswelt in Home office wie die Industrie 2.0 und deren Folgen. Klingt Ihnen zu bekannt? Ja, das Feiertagsgebot ist oft zitiert worden und es ging zwischen Sabbat, Wochenende, Gottesdienst und Freizeit ziemlich unklar hin und her. Aber stellen Sie doch einmal das erste oder das vierte Gebot in den Zusammenhang unserer Ökonomie – langweilig ist das bestimmt nicht! Sicher wird nicht jede_r jede Auslegung teilen – dass der Dekalog langweilig oder gar überholt sei, kann aber eigentlich niemand mehr behaupten, der dieses Buch gelesen hat.

In Gemeinden, in denen die Beichte noch üblich ist, lassen sich daraus zeitgemäße Beichtspiegel formulieren, die die Aktualität der Gebote manchen Gemeindegliedern deutlich werden lassen. Ich denke an die Konfirmandenbeichten in unseren Gemeinden, die mehr oder weniger nahe am Leben der Eltern der KonfirmandInnen liegen könnten.

Martin Ost

Ankündigungen

Diakonie.Kolleg:

■ Authentisch besser reden – ein Rhetoriktraining

17.-18. Juli

Ort: Nürnberg

In diesem Training lernen Sie Ihren persönlichen Redestil und Ihre besonderen rhetorischen Gaben und Potenziale besser kennen und lernen Ihre Schwächen und Herausforderungen zu reflektieren.

Referent Prof. Dr. Ralf Frisch

Anmeldung: Evangelische Hochschule Nürnberg, www.evhn.de, ifit@evhn.de, Tel.: 0911 – 2 72 53 – 711, Fax -712

■ Klingende Visitenkarte – mit der Stimme wirkungsvoll auftreten

12. Oktober

Ort: Nürnberg

Der erste Eindruck zählt! Ihre Stimme sagt mehr als das, was Sie sagen. Das »Wie« ist für eine positive Grundstimmung in der Begegnung erst mal wichtiger als das »Was«...

Referentin: Andrea Wurzer

Anmeldung: Diakonie.Kolleg., berning@diakonie-bayern.de, Tel. 0911 9354-411

Anmeldung: Diakonie.Kolleg. Bayern,

Tel.: 0911 – 93 54 -412, info@diakoniekolleg.de

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Freude am Da-Sein

Dem Glück auf der Spur

07.07., 18.00 Uhr – 09.07., 13.00 Uhr

Ziel ist es an diesem Wochenende den oft hektischen Alltag zu durchbrechen. Die Teilnehmenden werden u.a. Techniken des Autogenen Trainings kennenlernen und einfache Atem- und Meditationsübungen praktizieren.

Kosten (inkl. Seminargebühr): EZ: 219,50 €; DZ: 210,50 €; o.Ü.: 154,00 €

Leitung: Erika Vorlauffer, Heilpraktikerin für Psychotherapie

■ Einkehrtage »Du meine Seele singe«

Die Psalmen und ihr Reichtum

14.07., 18.00 Uhr – 16.07., 13.00 Uhr

In den Psalmen verdichten sich die Erfahrungen von Freude und Hoffnung, von Trauer, Leid und Klage. An diesem Seminarwochenende wird mit inhaltlichen und theologischen Impulsen, aber auch mit Sprechen, Singen und Meditieren ausgewählter Psalmen Raum für eigene Begegnungen gegeben.

Kosten (inkl. Seminargebühr): EZ: 180,50 €; DZ: 171,50 €; o.Ü.: 115,00 €

Leitung: Christoph Seyler, Susanne Schrage

■ Auch Engel machen einmal Pause

Zeit zum Aufatmen für Ehrenamtliche

28.07.17 (18.00 Uhr) – 29.07.17 (16.30 Uhr)

Angesprochen sind alle, die sich ehrenamtlich gerne für andere einsetzen und dort helfen, wo sie gebraucht werden – besonders in der Arbeit für Flüchtlinge. Von Freitag bis Samstag wird Zeit sein für Entspannung, kleine Geschichten und meditative Impulse.

Das Seminar ist für Ehrenamtliche kostenfrei.

Leitung: Sabine Nollek, Dr. Christine Marx

■ Familien Sing- & Musizierwoche am Hesselberg

Kooperation mit »Singen in der Kirche – Verband evang. Chöre in Bayern e.V.«

30.07., 17.00 Uhr – 06.08., 13.00 Uhr

Geboten wird chorisches und instrumentales Musizieren. Alle Altersgruppen singen miteinander – es wird jedoch auch ein eigener Kinder- und Jugendchor sowie ein Erwachsenenchor gebildet. Ebenso können Instrumente mitgebracht und eingesetzt werden. Höhepunkte sind ein Abschlusskonzert sowie ein musikalischer Gottesdienst.

Leitung: Kantor Alexander Ploß (Schneeberg)

Anmeldung und Preise über: Singen in der Kirche – Verband evang. Chöre in Bayern e.V., Bringfriede Rummel, Tel.: 0911 – 67 22 92 45, www.singen-in-der-kirche.de

Ausblick:

■ Sommertanz

11.08., 18.00 Uhr – 15.08., 13.00 Uhr

Leitung: Christine Anijs-Rupprecht, Martha Gruber

■ Ausblicke und Einblicke

Meditatives Wandern rund um den Hesselberg

31.08., 18.00 Uhr – 03.09., 13.30 Uhr

Leitung: Werner Hajek, Brigitte Seeberger

■ Hochsensibel II: Aufbaukurs

13.10., 18.00 Uhr – 15.10., 13.00 Uhr

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

Anmeldung: EBZ Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Tel.: 09854 – 10-0; Fax: 09854-10-50;

E-Mail: info@ebz-hesselberg.de;

EBZ

Bad Alexandersbad

■ Fitness, Vegan & Co.

Zeitgenössische Lebensentwürfe mit diesseitigen Heilsversprechen

22.05., 14:00 Uhr bis 24.05., 13:00 Uhr

Symposium in Kooperation mit dem landeskirchlichen Beauftragten der ELKB für religiöse und geistige Strömungen

In der zeitgenössischen Lifestyle-Szene spielen Lebensentwürfe mit diesseitigen Heilsversprechen eine wichtige Rolle: Durch Fitness und Quantifying (Selbstvermessung mittels elektronischer Geräte und Sensoren), durch Ernährungsstrategien wie Paleo oder Vegan und durch die Übernahme spezifischer Lebensstile (in Mode, Rollenspielen usw.) sollen Gesundheit, Glück oder Sinn erfahren werden. Wie sind solche Lebensentwürfe aus theologischer Sicht einzuordnen? Wie können Pfarrerrinnen und Pfarrer damit umgehen?

Das Symposium bietet die Möglichkeit, sich durch wissenschaftliche Vorträge und Fachdiskussionen eine differenzierte Meinung zu bilden und die eigene weltanschauliche Sprachfähigkeit zu verbessern.

Leitung: Andreas Beneker, Pfarrer und Dr. habil. Haringke Fugmann, Kirchenrat, Beauftragter für religiöse und geistige Strömungen in der ELKB, Bayreuth

Kosten: 195,- EUR im Einzelzimmer mit Du/WC100,- EUR für Studierende im Doppelzimmer mit Du/WC

■ Reise zu sich selbst

Gesundheitswoche für Frauen

07.06., 18:00 Uhr bis 11.06., 13:00 Uhr

Gönnen Sie sich etwas Gutes – für Körper, Seele und Geist. Nehmen Sie sich eine Auszeit von Ihrem Alltag – ganz egal, ob Sie im Beruf oder/und in der Familie Ihre »Frau« stehen. In diesem Seminar erwarten Sie vielfältige Impulse, um wieder in Kontakt mit sich selbst, Ihrem Körper oder Ihren Lebensthemen und Wünschen zu kommen. Mit Gleichgesinnten über Gott und die Welt sprechen, singen und beten, gemeinsam wandern (max. 2 Std.) und kneipen gehen, mit Gymnastik und Yoga den Körper beweglich machen, verschiedene Massagen genießen (eine Entspannungsmassage 30 Min. im Preis enthalten, weitere Massagen und Bäder fakultativ zu buchen nach Erhalt der Anmeldebestätigung), Meditatives Malen ... – es ist bestimmt etwas für Sie dabei. Nicht zuletzt können Sie eine abwechslungsreiche Ernährung und den fertig gedeckten Tisch genießen.

Leitung: Beatrix Kempe, Pfarrerin

Kosten: 341,- € im Einzelzimmer mit Du/WC, 303,- € im Doppelzimmer mit Du/WC

■ Als Christen gemeinsam unterwegs

23.06., 18:00 Uhr bis 25.06., 13:00 Uhr

Begegnung – Stärkung – Erfahrungsaustausch Engagierte Gemeinden aus Bayern (ELKB), Thüringen und Sachsen-Anhalt (EKM) bedenken im Reformationsjahr den Weg der Kirche in die Zukunft

Kooperationstagung der ELKB und der EKM mit dem Team des EBZ Bad Alexandersbad. Bei Interesse fordern Sie bitte unter info@ebz-alexandersbad.de den Ausschreibungsflyer an.

Kosten: Keine für bis zu fünf Mitglieder teilnehmender Gemeinden der ELKB und EKM. Die Kosten werden aus Mitteln der ELKB und des

Fonds »Luther 2017« bestritten. Sonst: 135,00 €

Anmeldung: EBZ Bad Alexandersbad,

Tel.: 09232 – 99 39 -0,

E-Mail: info@ebz-alexandersbad.de oder unter www.ebz-alexandersbad.de

Geistliches Zentrum Schwanberg

■ »WandlungsWege« – Einführung in das Jesusgebet und die kontemplative Lebenshaltung

25. – 28.05.

An diesen Tagen gehen wir einen Weg, der uns mehr und mehr in die Gegenwart und in die Stille führen will. Nur wo unser ganzes Wesen stille wird, kann sich ein Raum der Begegnung öffnen, in dem Gott selbst zu uns spricht. Wahrnehmungsübungen in der Natur, Leibarbeit und die Hinführung zum Jesusgebet sind Stationen unseres gemeinsamen Weges. Eingeladen sind Menschen, die in sich das Sehnen nach einer einfachen und stillen Weise des Betens verspüren und diese Form kennen lernen möchten. Der Kurs setzt die Bereitschaft zum Schweigen voraus.

Leitung: Sr. Anke Sophia Schmidt CCR

Kursgebühr: 130 €, Unterkunft und Verpflegung im Haus St. Michael: 208 €, Kursbeginn mit dem Kaffeetrinken

■ Seminar für Ikonenmalerei

03. – 11.06.2017 Nr. 70

Als bildhafte Verkündigung des Evangeliums offenbaren Ikonen göttliche Schönheit. Anfänger wie Fortgeschrittene malen eine Ikone eigener Wahl und bekommen die einzelnen Schritte in Ruhe erklärt und gezeigt. Wir malen in der alten Ei-Tempera Technik wie Andrej Rubljov. Doch keine Angst, auch große Meister haben klein angefangen und lernten bei einem Lehrer, der half und liebevoll zur Seite stand!

Leitung: Viktor Preibisch

Kursgebühr: 240 € (zzgl. Materialkosten)

Unterkunft und Verpflegung im Schloss: 537 €

■ Handauflegen im Gebet – Einführungskurs

15. – 18.06.2017 Nr. 35

Handauflegen gehört zu den ältesten Heilmethoden vieler Kulturkreise. Auch das frühe Christentum war sich dieser Kostbarkeit bewusst. Jesus heilte, indem er Kranken die Hände auflegte und gab diesen Auftrag an seine Jüngerinnen und Jünger weiter: »Auf Kranke werden sie die Hände legen und es wird besser mit ihnen werden« (Mk 16,18). Die Fähigkeit, durch Handauflegen einen heilsamen Raum zu öffnen, ist ein Potential, das jedem Menschen innewohnt.

In diesem Kurs wollen wir uns mit der Tradition des christlichen Handauflegens die Quelle der göttlichen Heilkraft erschließen. In Gebet, Stille und Meditation öffnen wir uns der heilenden Gegenwart Gottes und legen uns selbst und anderen in achtsamer und respektvoller Weise die Hände auf. Dabei können wir erfahren, wie vielschichtig Gottes Kraft in uns wirkt.

Leitung: Christa Bray

Kursgebühr: 150 €, Unterkunft und Verpflegung im Haus St. Michael: 214 €

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Gestorben:

Georg Witzke, 88 Jahre, zuletzt in Azendorf-Peesten, am 13.11. in Eisenach (Witwe: Wilhelma)

Johannes Meuß, 89 Jahre, zuletzt in Kulmbach-Burghaig, am 15.03. in Kulmbach

Dagmar van Beuningen, 78 Jahre, am 17.03 in Weißenburg

■ Das Meditationsrad des Nikolaus von Flüe

22. – 24.09.2017 Nr. 23

»Bruder Klaus« nimmt uns in den christlich geprägten Bildern des Meditationsrades an die Hand und führt uns in Räume, die innere Berührungen ermöglichen und uns eine Ahnung geben, welches die Grundbewegungen unseres Lebens sind: Was ist es, was mich zutiefst berührt? Kontemplation, Leibübungen, Austausch und Einkehr bei mir selbst werden uns auf diesem Erfahrungsweg unterstützen.

Leitung: Regine Ellmer

Kursgebühr: 130 €, Unterkunft und Verpflegung im Haus St. Michael: 135 €

Anmeldung: Geistliches Zentrum Schwanberg, Rezeption, 97348 Rödelsee, Tel.: 09323-32-128 rezeption@schwanberg.de
Informationen zu den Kursen: Sr. Anke Sophia Schmidt CCR, Tel.: 09323-32-184, E-Mail: bildungsreferentin@schwanberg.de

Pastoralpsychologisches Centrum PPC

■ Trümpf spielen – kreativ die eigenen Stärken entdecken

13. Juli, 18.30 – 21.30 Uhr

Ort: Klinikum Nürnberg Nord

Wie leicht geraten wir in unserem Alltag aus der Balance. Um uns wieder ausbalancieren zu können, hilft es die eigenen Stärken zu kennen und zu nützen. Im Workshop können Sie mit kreativen Methoden aus der Kunsttherapie die eigenen Stärken – Trümpfe entdecken und spüren, wie es ist, die persönlichen Trümpfe auch auszuspielen.

Leitung: Ulrike Otto, Pfarrerin, Supervisorin

Anmeldung: bis 29. Juni 2017

■ Intensivkurs KSPG in Nürnberg

20.-21. Okt. 2017 bis 18. Mai 2018

Kommunikation und Beziehungsgestaltung sind in allen Feldern der Gemeindegarbeit und Seelsorge, ob im Besuchsdienst, Kindergottesdienst oder in der Kirchenvorstandsgarbeit, wesentliche Faktoren für das Gelingen. Im Intensivkurs KSPG lernen haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende gemeinsam:

- Gruppen- und Einzelsupervision (ca. 40 Std.)
- Selbsterfahrung im freien Gruppengespräch (ca. 40 Std.)

- Kurs begleitende Felderfahrung (ca. 80 Std.)

- Lehrseelsorge (ca. 7 Std.)

- Thematische Arbeitseinheiten (ca. 20 Std.)

Kursleitung: Friederike Bracht, Barbara Hauck

Anmeldung: PPC, Pilotstr. 15, 90408 Nürnberg, ppc@stadtmission-nuernberg.de, Tel.: 0911 - 35 24 00, Fax: 0911 - 35 24 06 www.ppc-nuernberg.de

Letzte Meldung

»Im Anschluss an die Fastenpredigt möchte ich Sie und Ihre Frau gerne zum Essen einladen.«

Aus dem Brief eines katholischen Pfarrers, der seinen evangelischen Nachbarn für eine »Fastenpredigt« engagiert hat.

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an: Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern Friedrich-List-Str. 5 86 153 Augsburg
Telefon: 0821 56 97 48 -10,
Fax: 0821 - 56 97 48 - 11,
e-Mail: info@pfarrerverein.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Stubenrauchstr. 14a, 12203 Berlin, Tel. 0171 903 50 50, Mail: Martin.Ost@t-online.de
in Gemeinschaft mit Karin Deter (Nürnberg), Martin Müller (Hof), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Silvia Wagner (Nürnberg), Marita Schiewe (Fürth), Dr. Christian Weitnauer (Ingolstadt).

Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang. Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrerverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861- 400 -135, Fax.: 09861 - 400 -154.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Corinna Hektor, Geschäftsstelle: Friedrich-List-Str. 5, 86 153 Augsburg, Telefon: 0821 56 97 48 -10, Fax: - 11, e-Mail: info@pfarrerverein.de